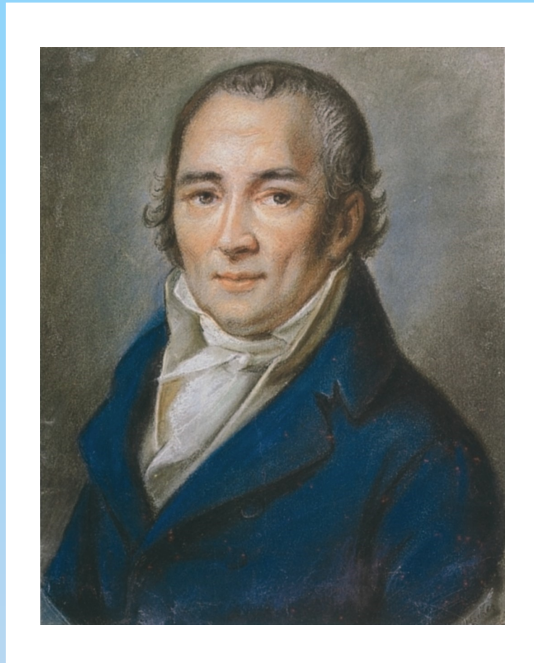


Hebelbund Lörrach
Jahresschrift 2017/2018
Heft Nr. 62/63



Hebelsonntage 2017/2018
Schatzkästlein und Hebelgottesdienst

Literarische Begegnungen 2017/2018

**„Mit Hebel unterwegs“ - in Hauingen (2017) und auf dem
 Röttler Schloss (2018)**

**Hans G. Nutzinger: Die unfreundliche Seite des
 „Rheinländischen Hausfreunds“. Überlegungen zu Johann
 Peter Hebel**

Inhalt:

Begrüßung: Volker Habermaier	4
Schatzkästlein 2017 (Stadtkirche Lörrach/Dreiländermuseum)	
Begrüßung: Volker Habermaier	5
Festvortrag: Markus Moehring: Johann Peter Hebel als Orientierung in schwerer Zeit. Die Gründung des Hebel- bundes Lörrach 1947 und seine Vorgeschichte	8
Verleihung des Hebeldankes an Bettina Eichin	
Laudatio: Volker Habermaier	24
Dankrede: Bettina Eichin	29
Schluss Worte: Volker Habermaier	33
Schatzkästlein 2018 (Stadtkirche Lörrach/Dreiländermuseum)	
Begrüßung: Volker Habermaier	34
Festvortrag: Dr. Franz Littmann: Ein Aufklärer auf Reisen. Johann Peter Hebels Schweizerreise 1805	37
Verleihung des Hebeldankes an Markus Moehring	
Laudatio: Volker Habermaier	49
Literarische Begegnungen 2017, Einführungen von Volker Haberm- maier:	
Prof. Dr. Francesca Vidal: „Über das Morgen im Heute“. Auf den Spuren von Johann Peter Hebel im Werk von Ernst Bloch (26. März 2017)	53
Pierre Kretz: „Sprachenschmuggelei“ (25. Juni 2017)	55
Klaus-Dieter Reichert: „beispielsweise“. Alemannische Mundart am westlichen Bodensee (17. September 2017)	59
Lukas Bärfuss: „Hagard“ (2. November 2017)	61
Dr. Martin Schneider: „Fromm und frei“. Zwischen Hebel und Henhöfer: die Evangelische Landeskirche in Baden und ihre Interpretation des reformatorischen Erbes (3. Dez. 2017)	64

Literarische Begegnungen 2018, Einführungen von Volker Habermaier:

„Vorarlberger Abend“: Lesung mit Astrid Marte, Birgit Rietzler und Adolf Vallaster (18. März 2018)	65
Thomas Weiß: „Oberlin, Waldersbach. Eine Begegnung“ (16. Juni 2018)	67
Urs Faes: „Raunächte“ (7. Oktober 2018)	70
Spoken Word aus der Schweiz: Hans Jürg Zingg (25. November 2018)	73
„Mit Hebel unterwegs“ am 24. September 2017 in Lörrach-Hauingen (Dr. h.c. Helen Liebendörfer)	76
„Mit Hebel unterwegs“ am 23. September 2018 im Röttler Schloss (Dr. h.c. Helen Liebendörfer)	76
Hebels Schweizerreise, Ausstellung im Dreiländermuseum, Grußwort zur Eröffnung am 25. April 2018: Volker Habermaier	77
Prof. Dr. Hans G. Nutzinger: Die unfreundliche Seite des „Rheinländischen Hausfreunds“. Überlegungen zu Johann Peter Hebel	79
Dokumente	
Hebelpreis	100
Hebeldank	101
Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach	102
Das Präsidium des Hebelbundes Lörrach	105

Liebe Leserinnen und Leser,

endlich habe ich es geschafft - neben den beruflichen Verpflichtungen als Leiter eines Gymnasiums -, Ihnen wieder ein Heft unserer Schriftenreihe vorlegen zu können. Im Präsidium des Hebelbundes haben uns dazu entschlossen, einen Doppelband 2017/2018 zu veröffentlichen, um wieder Anschluss an die Gegenwart zu gewinnen.

Bei der Gelegenheit: Wer von Ihnen mithelfen kann und mag, eine Jahresschrift zu erarbeiten (Lektorieren, Layouten, Korrigieren, ...), möge sich bitte bei mir melden; ich danke im Voraus!

Das „Schatzkästlein“ 2017 stand im Zeichen der Geschichte unserer literarischen Gesellschaft: Der Hebelbund Lörrach wurde in der Nachkriegszeit gegründet. Gerade eine Figur wie Johann Peter Hebel mit seiner Zugewandtheit zu Menschen war geeignet, um den (auch) geistigen Verheerungen des NS-Regimes zu begegnen.

Das „Schatzkästlein“ 2018 galt dann Hebels Schweizerreise von 1805. Aus Anlass der Präsentation der Handschrift im Dreiländermuseum erarbeitete der Hebeldankträger von 2013, Dr. Franz Littmann, eine Ausstellung, die das selten beachtete Werk Hebels vorstellte.

Ich wünsche Ihnen neue Aufschlüsse beim Lesen der Jahresschrift 2017/2018.

Mit freundlichen Grüßen

Volker Habermaier, im Frühjahr 2020



Das Schatzkästlein am 7. Mai 2017

Begrüßung (Volker Habermaier)

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Hebel-Freunde, liebe Mitglieder,

in diesem Jahr begehen wir den 70. Jahrestag der Gründung des Hebelbundes. Am 11. Mai 1947 kamen etwa 20.000 Menschen aus der Schweiz über die Grenze, die erstmals wieder allen geöffnet war, um in Lörrach mit weiteren 40.000 Menschen aus dem Südbadischen das Hebelfest zu feiern. Die Feierlichkeiten führten die Menschen zusammen „im Geiste des Dichters, Kalendermachers und Kirchenmannes Johann Peter Hebel“; so unser verstorbener Ehrenpräsident Gerhard Leser vor zwei Jahrzehnten, „um nach einem Jahrzehnt voll Hass, Angst und Not einen Neuanfang zu machen“. Im Vorfeld wurde der Hebelbund gegründet, „um das Fest zu organisieren“, wie Gerhard Jung einmal erzählte.

Die Gründung unserer Gesellschaft ist also ein Ergebnis des großen Hebelfests von 1947. Nach der nationalsozialistischen Diktatur, deren Kulturpolitik auch Johann Peter Hebel zu vereinnahmen suchte, standen – sozusagen im Gegenzug – in den Jahren nach 1945 Werk und Person Hebels gerade für Humanität und Völkerverständigung.

Wie auch sonst, werden Sie fragen. Ich zitiere dazu Hebel selbst, der schreibt: „Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: N e i n ! Sondern e r s t l i c h , du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. Z w e i t e n s , wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. D r i t t e n s : Wenn du meinst, es sey nimmer anderst von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und andrer Leute Schafe fressen.

Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.“ (J.P. Hebel's sämtliche Werke. Neue Ausgabe, achter Band, Karlsruhe 1838, S. 173.)

Bedarf es eines weiteren Kommentars? Und ist nicht dieser Kommentar auch ein Wort zu unserer Zeit? Auch darum wird es heute gehen.

Ich begrüße zunächst die Mitwirkenden des heutigen „Schatzkästleins“, zunächst den Festredner Markus Moehring. Vielen Dank dafür, dass Sie trotz Ihrer vielen Verpflichtungen sofort bereit waren, heute zu uns zu sprechen. Dank auch für Ihren schönen Artikel über das Hebelfest, mit dem die „Oberbadische“ in ihrer gestrigen Ausgabe unseren Hebelsonntag eingeläutet hat.

Ich begrüße den Pianisten Thomas Habermaier, meinen Zwillingbruder. Gäbe es ihn nicht, wäre ich heute vielleicht Musiker. Aber da er als Pianist immer der ungleich Begabtere und Fleißigere von uns beiden war, blieb mir nichts anderes übrig, als einen anderen Beruf zu ergreifen. Thomas Habermaier wird zunächst Musik aus der Zeit Hebels zu Gehör bringen, ein in die Zukunft weisendes spätes Werk von Mozart. Nachher werden wir Musik aus der Entstehungszeit des Hebelbundes hören, ein Werk des großen französischen Komponisten Olivier Messiaen – in seiner geistlichen Ausrichtung besonders passend zu unserem Mentor Hebel.

Ich begrüße mit ganz besonderer Freude die diesjährige Trägerin des Hebeldankes: Liebe Bettina Eichin, seien Sie und Ihr Mann uns herzlich willkommen!

Ich begrüße immer wieder dankbar die Hebeldankträger vergangener Jahre. Ich begrüße besonders die Vertreter von Einrichtungen und Vereinen, die sich gleichfalls dem kulturellen Erbe des Dreilandes verpflichtet haben. Ich begrüße als Vertreter der Politik den Oberbürgermeister der Stadt Lörrach Jörg Lutz, der uns die Ehre gibt, ein Grußwort zu sprechen. Ich begrüße als Vertreter der Kirchen mit besonderer Freude Frau Dekanin Bärbel Schäfer. Ich begrüße als Vertreter der

Schulen meinen Kollegen, den Leiter des Hebel-Gymnasiums Lörrach, Herrn Oberstudiendirektor Albrecht Schmidt. Einige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, auch einige Hebel dankträger haben sich für heute entschuldigt und wünschen unserer Veranstaltung einen guten Verlauf. Dank dafür!

Und nun harren wir erwartungsfroh der Dinge, die da kommen sollen.



Festvortrag: Markung Moehring: Johann Peter Hebel als Orientierung in schwerer Zeit. Die Gründung des Hebelbundes Lörrach 1947 und seine Vorgeschichte

Am 25. März 1947 steht im Südkurier unter der Überschrift: "Der Hebelbund gegründet": "Der vorbereitende Ausschuss für das diesjährige Lörracher Hebelfest trat vor kurzem unter dem Vorsitz des Ehrenpräsidenten, Bürgermeister Josef Pfeffer, zur ersten Sitzung zusammen. Auch Landrat A. Horcher bekundete durch seine Anwesenheit sein Interesse an den Vorarbeiten zur Hebelfeier 1947. Die Vertreter des Hebelausschusses beschlossen im Verlaufe der Besprechungen die Gründung des Hebelbundes mit dem Sitz in Lörrach."¹

Zwei Jahre nach Kriegsende und zwei Jahre vor Gründung der Bundesrepublik gehört Lörrach damals zur französischen Besatzungszone. Den Ehrenpräsidenten des Hebelbundes, Josef Pfeffer, setzten die französischen Militärs bei Kriegsende als Bürgermeister in Lörrach ein. Im Dritten Reich hatte ihn Bürgermeister Boos als Rechnungsdirektor aus dem städtischen Dienst entlassen und vor Gericht gezerzt.² Nun übernahm Pfeffer Verantwortung für oft unlösbare Probleme: Die Verbrechen der NS-Zeit spalteten die Gesellschaft; Mangel und Unterernährung waren weit verbreitet, weit über 1000 Lörracher Männer tot, als Soldaten gefallen, viele noch in Kriegsgefangenschaft; Flüchtlinge suchten Wohnungen, die Besatzungsmacht requirierte Häuser und demonitierte in den Fabriken. Pfeffer verwaltete, er besaß keine politische Macht, sie lag beim Gouvernement Militaire. Ohne dessen ausdrückliche Genehmigung wäre die Gründung des Hebelbundes auch nicht möglich gewesen.

Der Hebelbund wurde, so der Artikel, aus dem "vorbereitenden Ausschuss" für das Hebelfest heraus gegründet. Wir müssen deshalb die beiden ersten Hebelfeiern im Nachkriegs-Lörrach genauer betrachten, wenn wir seine Anfänge verstehen wollen.

Während des Krieges war das Lörracher Hebel-Denkmal abmontiert worden, um es für die Rüstung einzuschmelzen. Gipsmeister Indlekofer sollte noch eine Gipskopie anfertigen, sie befindet sich heute im Dreiländermuseum. Widerstand zögerte die Einschmelzung hinaus - zur kontroversen Diskussion hierzu hat zuletzt Dr. Neisen publiziert.³ Jedenfalls befanden sich Gipskopie und Original bei Kriegsende noch in der Werkstatt Indlekofer. Beide, Pfeffer und Indlekofer, hatten als aktive Katholiken unter dem NS-Regime gelitten und galten im Nachkriegs-Lörrach als unbelastet.

Am 4. April 1946 trafen sich nun Hebelfreunde im Nebenzimmer des Gasthauses Lerche in der Tumringer Straße zu einer ersten Sitzung. Ihr Ziel war, das Denkmal zu Hebels Geburtstag wieder aufzustellen. Fast ein Jahr später werden sie, damals noch ausschließlich Männer, im Hebelbund die entscheidende Rolle spielen: Bürgermeister Pfeffer bezeichnet das Protokoll als Ehrenvorsitzenden des Hebelausschusses. Initiator und treibende Kraft war Max Demmler, Leiter des Union-Tonfilm-Theaters Lörrach. Prokurist Karl Klauser, Vorstand der Lörracher Sängergemeinschaft, sollte für die musikalische Umrahmung sorgen und Malermeister Robert Engel aus Stetten die Wiederaufstellung technisch planen. Das Lörracher Museum war eingebunden mit Sparkassendirektor und Museumsgründer Ernst Schultz und Denkmalpfleger Julius Wilhelm, der wichtige Kontakte in die Schweiz besaß.⁴

Zehn Tage nach der Sitzung wandte sich Bürgermeister Pfeffer in einem Brief an das Gouvernement Militaire mit der Bitte, der Wiederaufstellung zuzustimmen und den Zugang zum Denkmal zu gestatten. Den Hebelpark hatte die Militärregierung damals noch für die Öffentlichkeit gesperrt.⁵

Das Gouvernement signalisierte Zustimmung. Jetzt blieben noch drei Wochen für die Vorbereitungen. Bei Hebelfreunden und Stadtverwaltung setzte heftige Betriebsamkeit ein. Schließlich erlaubte die Militärregierung sogar ausgewählten Schweizer Hebelfreunden für den An-

lass die Einreise. 57 Personen aus Basel, Riehen und Birsfelden, vor allem Mitglieder der Basler Hebelstiftung, durften erstmals nach dem Krieg nach Lörrach kommen. Gerade ihre Teilnahme war ein Zeichen der Hoffnung: Badener und Schweizer, durch Nationalsozialismus, Krieg und eine Grenze aus Stacheldraht voneinander getrennt wie nie zuvor, begegneten sich im Zeichen von Johann Peter Hebel wieder neu.⁶

Heute machen wir uns kaum eine Vorstellung von den vielen praktischen und organisatorischen Problemen. Es gab keine funktionierende Währung, Lebensmittel wurden nur gegen Bezugsscheine ausgegeben. Dennoch gelang es durch eine aufwändige Spendenaktion, so viel Wein zusammenzubringen, dass die Ehrengäste bewirtet werden konnten. Auch wer aus dem übrigen Südbaden nach Lörrach wollte, benötigten einen Passierschein: Lörrach lag als Stadt an der Grenze in der sog. Verbotenen Zone. Bei Schwierigkeiten wurde Bürgermeister Pfeffer aktiv. So schrieb er an das Landratsamt: "Ich bitte Sie hiermit, dem Antrag der Firma Menton in Hausen um Fahrbewilligung eines Fahrzeuges von Hausen nach Lörrach und zurück zwecks Beförderung der Hebelmusik und Trachtengruppe am Sonntag, 12. Mai 1946, anlässlich der Wiederaufrichtung des Hebeldenkmals im Hebelpark stattzugeben."⁷

Fortlaufend musste die Militärregierung über die Planungen informiert werden. Am 24. April 1946 reichte Pfeffer die Namensliste des vorbereitenden Ausschusses ein - seine Mitglieder bilden später das Präsidium des Hebelbundes. Gegenüber den Besatzungsbehörden argumentiert Pfeffer: "Der Grundgedanke des in Aussicht genommenen Festes soll sein, das aus dem Krieg durch Antifaschisten gerettete Hebeldenkmal wieder auf seinen alten Platz in festlicher Weise aufzustellen und dabei vor allem der Jugend zu zeigen, dass auch das neue Deutschland auf demokratischer Basis in der Lage ist, Feste in diesem Sinne zu feiern."⁸

Pfeffer reichte folgende Planung ein:

9.30 Uhr Gedächtnisgottesdienst in der Stadtkirche

13.30 Uhr Vorfeier im Union-Kino (Max Demmler) mit Vortrag von Prof. Holler (Vater Frau Hänel) Thema: "Rückkehr zu Johann Peter Hebel"

15.30 Uhr Beginn des Festzuges in der Schützenstraße (hier wird das Denkmal bei Gipsermeister Indlekofer abgeholt; Anm. d. Verf.)

16.15 Uhr Wiederaufstellung des Denkmals im Hebelpark

Abschluss für geladene Gäste im Gasthaus Krone (Damals stand noch das schöne Barockgebäude neben der Konditorei Pape, heute BW-Bank, sein Brunnen erinnert bis heute daran, Anm.d.Verf.)

Das Gouvernement stimmte zu, ein Jahr nach Kriegsende fand in Lörrach erstmals wieder eine öffentliche Feier statt. Ihr großer Erfolg war es, der dann zum entscheidenden Impuls für die Gründung des Hebelbundes werden sollte.

Welcher Geist dabei die Gründerväter motivierte, zeigt beispielhaft das Gedicht bei der Aufstellung des Denkmals. Nur einige wenige Strophen seien herausgegriffen: ⁹

Mer henn Di wider, Du bisch do!
Gottwilche, Hebel, wie simmer froh!
Stohsch wider uf Dim Postament,
Un alles Druure het en Ende.

Wie leer und öd isch gsi Din Park
Wie het's is droffe bis is Mark
As Bricht isch cho dur Land und Stadt,
Der Hebel würd jez au Soldat!

Un 's goht nit lang, do hört mer d'Chund,
Der Hebel lebt, er chunnt, er chunnt!
S'ganz Wiesetal isch uf de Bai,
Sie hole jo de Hebel hai ...

Es wird ausgeführt, wie das ganze Wiesental unterwegs ist und sogar Schweizer Gäste kommen:

Doch lueg! Do stöhn jo wertig Gest
Vo Basel gar zu eusem Fest.
Gottwilche! Un viel Dank für d'Ehr
Wie freut is das, 's isch lang scho her. ...

Du hesch de tapfer Chrieger g'ehrt,
Hesch drum doch nit de Chrieg bigehrt.
Zue Völcherfried un Einigkeit
Hesch gmahnt un grüft un alle gsait:

Schließlich endet das Gedicht mit einer Friedensbotschaft:

Un numme keine Sebel meh!
's het gnueg misrabli Chrüppel gee -
Jez schmelzet, schmiedet Sichle druss,
Un was me bruucht in Feld un Huus.

Si hen nit glosset uf Di Word,
Hen furtgmacht mit dem Völchermord.
Doch was Du gsait vor mee as hundert Johr,
Das gilt no hüt, bliibt ewig wohr.
Drum hemmer Di do uffgestellt,
Wegwieser seig Du Volch und Welt.

Es gab aber auch Kritiker. Lörrachs Bevölkerung war ein Jahr nach Kriegsende noch sehr gespalten. Ein mit den Kürzeln C.B. unterzeichnetes Schreiben an Max Demmler, Initiator der Feier, zählt Gegenargumente auf:

"1. Eine Hebelfeier hätte man noch früh genug in einem oder zwei Jahren abhalten können, aber dann richtig, ich hoffe, dass bis zu dieser Zeit mehr zum Essen und Trinken vorhanden ist. Wenn Sie nun absolut den Hebel heute schon auf dem Sockel haben wollen, hätte es eine schlichte der Zeit angepasste Feier getan. ...

2. Die Festrede kann der Bürgermeister nicht halten, weil er kein Redner ist, weil er kein Alemanne und Markgräfler ist und nicht einmal den Dialekt beherrscht - lächerlich so etwas. ... (Pfeffer stammte aus Württemberg, Anm. d. Verf.)...

4. Wein sammeln bei den Bürgern für einen gemütlichen Trunk im Bonzenlokal Krone. Herr Demmler, wir haben keinen Wein zu verschenken." Sie merken, die Kritik kommt aus der linken Ecke. Dort störte manchen die verbreitete christliche Rückbesinnung nach dem Krieg - und Hebel war für sie ein populärer Botschafter.¹⁰

Vor diesem Hintergrund formulierte Bürgermeister Pfeffer bei seiner Begrüßung zum Hebeltag 1946:

"Zum ersten Mal, seitdem mir die Geschicke der Stadt Lörrach anvertraut sind, trete ich heute in größerer Öffentlichkeit vor Sie hin; freudig bewegten Herzens zwar, jedoch mit dem fragenden Unterton: Sind wir denn in der gegenwärtigen Zeit, in der uns die bange Frage der Lebensmittelbeschaffung und sonstige schwere Sorgen Tag und Nacht bedrücken, berechtigt, uns auch nur für einige Stunden einer Festesfreude hinzugeben?... Ein Mann schlichter, einfacher, anspruchsloser Art, dessen Gedanken und Ideen weitab lagen von großen Feldherrntaten, ein Vorbild, das uns deutlich und klar hätte zum Bewusstsein bringen müssen, dass es nicht die auf den Schlachtfeldern errungenen Siege sind, die die Völker versöhnen und beglücken können."¹¹

Pfarrer Nutzinger, er wird später erster Präsident des Hebelbundes, hielt die Festpredigt in der Stadtkirche und kritisierte Hebels Vereinnahmung durch die Nationalsozialisten. Sie hatten 1936 auch den Hebelpreis geschaffen, um, wie Manfred Bosch ausführt, unter dem Banner alemannischer Gemeinsamkeit subtil auch in die Schweiz und ins Elsass hineinzuwirken.¹² Nutzinger nennt vor allem Hebels Geister- und Gespenstergeschichten als Anknüpfungspunkte für die "Alttheiden" der NS-Zeit. Jetzt aber müsse Hebels christlichem Gedankengut wieder Wirkung verschafft werden.¹³ Evangelische Pfarrer

werden es auch sein, die über Jahrzehnte hinweg den Hebelbund als Präsidenten prägen. Erst mit dem Historiker und Germanisten Volker Habermaier erscheint hier eine Zäsur.

Den Geist, in dem der Hebelbund entstand, formuliert besonders eindrucksvoll Leo Wohleb bei der Wiederaufstellung des Denkmals. Seine Rede mag heute pathetisch klingen, gibt aber einen guten Eindruck von den damaligen Hoffnungen und Emotionen. Wohleb war damals Ministerialrat im Kultusministerium, später Ministerpräsident von Baden in Freiburg bis zur Gründung des Südweststaats 1952. Wohleb spricht, zum Denkmal gewandt, Hebel direkt an, macht ihn zur Identifikationsfigur, ja zum Übervater der neuen Zeit, zum Gegenentwurf der NS-Ideologie:

"Du bist wahr und gesund, wir sind Lügner geworden und krank auf den Tod,

Du bist bescheiden, wir waren vom Größenwahn getrieben,

Du bist menschlich, wir sind ohne Unterscheidungsvermögen den Untermenschen nachgelaufen, die sich als Übermenschen aufspielten,

Du bist die Harmonie von Natur und Kultur, wir sind der Missklang von Technik, die über uns Herr geworden ist, und von seelischer Barbarei.

Du bist die Heimat, wir sind Fremde, die den Nachbar und uns selber nicht mehr verstehen;

Du bist der Prediger Gottes, wir waren, ohne es zu merken, Gefolgsleute von Teufeln.

Doch dass wir heute dein Denkmal wieder aufrichten können, das nehmen wir zum guten Zeichen eines neuen Lebens. Sie haben es versucht, dich uns zu stehlen, du warst ihnen zu heimatseelig und zu menschlich, zu freiheitlich, zu judenfreundlich, zu christlich. Deine Lörracher haben dich aber festgehalten"¹⁴

Lörrach sah in der Hebel-Verehrung auch besondere Chancen für die Entwicklung der Stadt. Prof. Schneider, Lehrer an der Lörracher Oberschule, heute HTG, mahnt eine Woche nach Wiederaufstellung des Denkmals in einem Schreiben an Bürgermeister Pfeffer, die Feier dürfe kein einmaliges Ereignis bleiben: "Soll Lörrach die Hebelstadt werden, so muss es sich für seine Aufgabe besondere Mittel und einen größeren Rahmen schaffen ... Lörrach muss über sein Stadtgebiet hinaus alles zusammenfassen, was für Hebels Werk und Sprache zu gewinnen ist, es muss der Sitz einer großen Hebelgemeinschaft, eines Hebelbundes, werden, der als Grundstock das Kernland des Alemannischen, das Markgräflerland und Hebels Heimat, umschließt, darüber hinaus alle alemannischen Gebiete mit Hebefreunden und Hebelgesellschaften wie Schwetzingen, Karlsruhe u.a. angliedert. Die Stadt Lörrach hat ohne Zweifel Anspruch auf die Führung eines solchen Bundes. Sie ist die Hauptstadt des alemannischen Kernlandes, in ihrem Bereich wird Hebels Mundart noch am reinsten gesprochen, hier hat Hebel 8 seiner besten Lebensjahre gelebt und gewirkt, in seiner Umgebung liegen all die Orte, die für sein Leben und Dichten so bedeutsam waren: Basel, Hausen, Weil, Hertingen"¹⁵ Bürgermeister Pfeffer leitet die Denkschrift umgehend, schon am 23. Mai 1946, an das Presse- und Kulturamt im Landratsamt weiter und empfiehlt eine "kleine Konferenz".

Ein halbes Jahr später erhält Bürgermeister Pfeffer eine wichtige Mitteilung der Militärregierung. In seinem Schreiben vom 30. November 1946 erklärt der Chef des Bataillon, Delegué du cercle de Loerrach, Georges" in französischer Sprache mit beigefügter deutscher Übersetzung: "Betr. Hebelbund. Ich beehre mich, Sie zu benachrichtigen, dass der Herr Commissaire de la République, Délégué Supérieur pour le Gouv. Mil. de Bade, Sie ermächtigt, die Versammlung zu halten angesichts der Gründung des Hebelbundes. Auf jeden Fall sind die Statuten desselben zu vervollständigen durch einen Paragraphen, welcher klar das Tätigkeitsfeld des Bundes umreißt, welcher sich gar keines Falls außerhalb der Grenzen der frnz. Zone (Besatzungszone Badens) ausdehnen darf."¹⁶

Die französischen Behörden erlauben nicht nur die einmalige Ausrichtung einer Feier, sondern auch eine ständige Vereinigung. Allerdings mit einer Einschränkung: Diese darf nur regional tätig werden, eine Verbindung zu Hebel-Vereinigungen in Karlsruhe und Schwetzingen bleibt verboten, weil diese in der amerikanischen Zone liegen. Nach zwei Kriegen versuchte die französische Politik damals, alle Ansätze für gesamtdeutsche Strukturen verhindern. Ein starker deutscher Staat sollte nicht wieder entstehen. Frankreich förderte dagegen regionale und partikuläre Kräfte. Der Hebelbund entsprach seinen Interessen, wenn mit Hebel und seiner alemannischen Dichtung südbadisches Regionalbewusstsein gestärkt wurde. Auch Verbindungen zur Schweiz waren möglich, sie halfen, die Orientierung weg von Berlin hin zu einer Verbundenheit der Alemannen zu lenken. Verbindungen ins ebenfalls alemannische südliche Elsass blieben allerdings Tabu.

Entsprechend formuliert der eingangs erwähnte Artikel vom 25. März 1947: "Der Bund wird sich besonders für die Pflege der alemannischen Mundart und die Förderung noch unbekannter alemannischer Dichter einsetzen. Die Werke Johann Peter Hebels sollen in den Schulen wieder die frühere Stellung einnehmen. Alljährlich sollen sich die Schüler im Vortragen alemannischer Heimatgedichte messen. Als Preise sollen Hebel'sche Werke ausgesetzt werden. Auch die Schaffung eines Hebel-Museums und einer großen Bücherei wird zu den Aufgaben der neuen Vereinigung gehören." Als erstes Präsidium nennt der Artikel Persönlichkeiten, die wir bereits kennengelernt haben: "Der Bundesvorstand setzt sich zusammen aus: Ehrenpräsident Bürgermeister J. Pfeffer; 1. Vorsitzender Pfarrer Richard Nutzinger, 2. Vorsitzender Max Demmler; Bundessekretär Kulturreferent Karl Klauser; Redakteur Uhl (BZ, Verf.) als Bundesarchivar. Weiter heißt es: "Direktor E. Schultz soll später die Leitung des Hebel-Museums übernehmen. Der diesjährige Hebeltag soll am 11. Mai stattfinden."¹⁷

Zentrale Aufgabe des Hebeltages war die Organisation des Hebeltages. Den engen Zusammenhang zwischen Hebelfest und Hebelbund betont auch Prof. Holler in seiner Festrede 1947, bei der er zunächst auf den Hebeltag im Vorjahr zurückblickt: "Der Festzug selbst entbehrte aller Pracht, ja er war - mit den Augen von heute gesehen - ärmlich, an manchen Stellen grotesk aufgemacht. Die Kinder in abgetragenen und verwaschenen Kleidchen, die Buben manche barfuß, an den Schuhen da und dort lose Sohlen aus Holz oder Gummi. Teils verschämt, teils klagend und erschütternd schaute der Hunger aus allen Gesichtern. Doch trugen fast alle Teilnehmer einen Stecken, an dem ein Maien prangte, und aus den Augen aller war zu lesen, dass man wusste, um was es ging: der Hebel, unser Hebel, kehrte zurück, und mit ihm kam - musste kommen - die neue, die bessere Zeit ..." Die Sehnsucht", so Holler weiter, "nach ihm war echt. Man hatte die Vergänglichkeit der irdischen Dinge am eigenen Leibe erlebt, man wollte wieder Anschluss gewinnen an die Welt der Liebe, der Freiheit, der Schönheit, an die weiten Dinge, kurz an all das, was der Name Hebel verkörpert. ... Unter diesem geistigen Aspekt traten die Männer des Hebelbundes zusammen. Was damals alle wollten und fühlten, dem wollten die Männer des Hebelbundes dauernde Gestalt geben. Der alte "Hebelgeist", vielfach ein leerer und lächerlicher Begriff geworden, sollte von seiner Verkehrung ins Spießbürgerliche, Stammtischhafte befreit werden ... Im Gegensatz dazu will der Hebelbund den Dichter diesseits des historischen, ästhetischen und rein erbaulichen Bereiches zu einer wirkenden Kraft des öffentlichen Lebens und Denkens werden lassen. Die Schwierigkeiten sind groß. Sie liegen vor allem in der Wahl der Mittel."¹⁸

"Die Wahl der Mittel", dieser Ausdruck begegnet uns in den frühen Akten immer wieder und bleibt eine Grundfrage des Hebelbundes. Um eine populäre Bewegung zu schaffen, wollte der Bund mit dem Hebeltag 1947 noch weit mehr Menschen erreichen als bei der bewegenden, doch schnell organisierten Feier im Jahr davor. Die traditionelle Fridolinsprozession in Säckingern gab dazu eine entscheidende Anregung.

Erstmals nach dem Krieg durften daran am 11. März 1947 auch Schweizer Wallfahrer teilnehmen. Der Hebelbund versuchte nun, eine entsprechende Regelung zu Hebels Geburtstag für Lörrach zu erwirken. Am 24. März stellte Bürgermeister Pfeffer dazu einen Antrag bei Bataillonschef Georges.¹⁹ Am selben Tag - das wirkt gut abgestimmt - schrieb auch Pfarrer Nutzinger als Präsident des nun offiziell gegründeten Hebelbundes an die Militärregierung.²⁰

Jetzt sollte nicht nur ausgewählten Schweizer Persönlichkeiten die Einreise ermöglicht werden, es sollte ein Fest der Begegnung für viele werden. Das Gouvernement Militaire stimmte zu. Am 7. Mai stand unter der Überschrift "Wilder Sturm auf Hebelfeier-Grenzkarten" in den Basler Nachrichten: "Die Nachfrage nach den bei den Basler Polizeiposten erhältlichen Grenzkarten zum Besuch der Lörracher Hebelfeier am kommenden Sonntag nahm am gestrigen Vormittag ein gewaltiges Ausmaß an; vor fast sämtlichen Polizeiposten stauten sich lange Schlangen von mehr oder weniger geduldig auf die begehrten Karten wartenden Menschen, wobei es da und dort begreiflicherweise nicht ohne einige Unruhe abging. Von den insgesamt 15.000 gedruckten Karten sind - wie wir in Erfahrung bringen konnten - bereits gestern zwischen 13.000 und 14.000 ausgegeben worden, sodass es in Bälde zu einem völligen Ausverkauf kommen wird. Immerhin dürfte es möglich sein, die anfänglich vorgegebene obere Limite von 15.000 Karten noch etwas heraufzusetzen"²¹

Die französische Behörden zeigten sich kulant, am Ende dürften mehr als 18.000 Passierscheine ausgestellt worden sein. Weiter lesen wir: "Um alle die vielen Tausende von Hebelfeiernden am Sonntag von Basel nach Lörrach und wieder zurück zu befördern, werden auf Verfügung der BVB-Direktion die Tramzüge zwischen der Stadt und der Station Riehen Grenze in nur dreiminütigen Intervallen verkehren. Von der Grenze aus können die Basler und Baselbieter mit Pendelzügen der BVB - die damit erstmals seit Kriegsausbruch wieder auf badi-schem Boden fahren - zum Lörracher Rathausplatz gelangen. Da auf deutschem Boden keine schweizerischen Devisen einkassiert werden

dürfen, wird beim Grenzübergang eine Billetverkaufsstelle installiert, bei der Retourbillette Riehen Lörrach bezogen werden können".²²

Der Ansturm aus der Schweiz war enorm. Doch es gab auch Absagen. So schreibt Emil Herzog vom Männerchor Riehen an den Sekretär des Hebelbundes, Kulturreferent Klauser: "Mein lieber Freund Karl, in der Angelegenheit des Hebelfestes am 11. Mai 1947 bin ich leider nicht in der Lage, Dir günstigen Bericht zu geben." Herzog führt dann in seinem Brief allerlei Terminüberschneidungen an, die bedauerlicherweise verhindern, dass der Riehener Männerchor nach Lörrach kommen kann.²³ Vermutlich dürfen wir die Gründe für die Absage woanders suchen. Der NS-Terror lag erst zwei Jahre zurück, das Grenzdorf Riehen hatte unter dem Krieg besonders gelitten. Nicht wenige Schweizer verspürten noch viele Jahre wenig Neigung, wieder deutschen Boden zu betreten.

Trotz aller Schwierigkeiten - ein riesiges Fest stand bevor. In Lörrach liefen die Vorbereitungen auf Hochtouren. Am 24. April forderte der Hebelbund alle Schulen im Landkreis auf, für die Hebelwoche von Montag 5. bis Sonntag 11. Mai die Schüler zu benennen, die Gedichte vortragen. Lörrachs Schulen sollten geschlossen am Festumzug teilnehmen. Präsident Nutzinger und Ehrenpräsident Pfeffer schrieben an sie: "In großer Zahl sind besonders weißgekleidete Mädchen erwünscht, die, mit Blumenkränzen in den Haaren, Girlanden oder bunte Maien in den Händen tragen."²⁴ Die Hebelschule beim Hebeldenkmal und das Hebelgymnasium wurden besonders geschmückt. Im heutigen Dreiländermuseum hatte Hebel ja einst gewohnt und unterrichtet.

Auch zahlreiche Behörden wurden aktiv. In seiner Bekanntmachung Nr. 65 informierte Lörrachs Bürgermeister darüber, dass die Straßenbahn zum Hebelfest am 11. Mai wieder bis zum Lörracher Bahnhof fahren werde und dafür das Straßenbahnnetz ab 6. Mai unter Spannung gesetzt werde.²⁵ Das Landratsamt erteilte die Genehmigung, am Hebeltag von 19 bis 24 Uhr zu tanzen - damals noch eine große Ausnahme.²⁶

Es wurde ein riesiges Fest mit schätzungsweise über 50.000 Teilnehmern. Und es wurde ein fröhliches Fest - so ganz anders als die Aufmärsche der Nationalsozialisten. Die Wochenschau von damals, die in der Dreiländerausstellung des Dreiländermuseums neben Hebels Lehnstuhl ständig zu sehen ist, gibt einen Eindruck davon. Berührend war, dass sich erstmals seit Jahren wieder viele Badener und Schweizer begegnen konnten, wenigstens für einen Tag. Und die Geschenke, die viele Schweizer mitbrachten, waren in der Not der Nachkriegszeit von tiefer Wirkung. Wie groß die Emotionen waren, spürt man noch heute, wenn Zeitzeugen mit feuchten Augen erzählen.

Nach Gründung des Hebelbundes war klar: Nun ging es um eine langfristige, strategische Planung. Mit dem Hebelfest 1947 war dem Hebelbund dazu ein eindrucksvoller Auftakt gelungen. Die ganze Stadt, eine ganze Region hatte er in Bewegung gesetzt. Doch wie sollte es nun weitergehen? Drei Monate nach dem Fest schreibt Bürgermeister Pfeffer - er ist zugleich Ehrenpräsident des Hebelbundes - an die Oberpostdirektion Freiburg: "Die Stadt Lörrach, mit ihr in Sonderheit der neugegründete Hebelbund, Sitz Lörrach, hat in diesem Jahre in einmaliger und einzigartiger Weise den Hebeltag am 10. Mai 1947 durchgeführt. Welche Bedeutung er weit über die Grenzen der engeren Heimat gefunden hat, kam wohl am deutlichsten dadurch zum Ausdruck, dass neben den vielen heimischen Besuchern rund 25.000 Basler Gäste an diesem Tage nach Lörrach kamen. ... Die Erinnerung an diesen Hebeltag soll in weiten Kreisen weiterhin wach und lebendig gehalten werden. Aus diesem Grunde beantragt die Stadt Lörrach, dem amtlichen Poststempel den Zusatz beizufügen 'Hebelstadt Lörrach'.²⁷ Die Antwort kam ein halbes Jahr später vom Monsieur le Ministre des Finance Direction Regionale, also dem Finanzminister der Militärregierung. Der Antrag wurde abgelehnt.²⁸ Immerhin wurde Hebel aber zum Motiv für eine wichtige Briefmarke in der französischen Zone.

Stadt Lörrach und Hebelbund blieben eng miteinander verbunden. Am 19. Dezember 1947 beschloss der Gemeinderat den Beitritt der Stadt

als korporatives Mitglied mit einem Jahresbeitrag von 200 Reichsmark. Auch nach 1947 folgten in Lörrach noch große Hebelfeste. Umzüge gibt es hier heute schon lange nicht mehr, sie finden aber eindrucksvoll weiter in Hausen statt. Der Hebelbund entwickelte das Schatzkästlein zu seinem Markenzeichen. Über Jahrzehnte hinweg war es der Höhepunkt im kulturellen Leben der Stadt mit überregionaler Ausstrahlung. Heute prägen verschiedene große Akteure Lörrachs Kultur. Auch ist kein Bürgermeister mehr im Vorstand des Hebelbundes aktiv. Immerhin zeigte Oberbürgermeister Lutz mit seiner Präsenz beim Schatzkästlein zum 70-jährigen Jubiläum, dass ihm der Hebelbund wichtig ist, und das Dreiländermuseum als literarische Gedenkstätte für Johann Peter Hebel sieht im Hebelbund seinen wichtigsten Partner.

Trotz aller Veränderungen, die Bilanz des Hebelbundes bleibt beeindruckend: Über 70 Jahre hinweg ist es ihm gelungen, Wirken und Werk von Johann Peter Hebel im Bewusstsein zu halten, Forschungen voranzutreiben, in sehr verschiedenen Formaten immer wieder neu zu vermitteln. Hierzu musste sich der Hebelbund immer wieder neu erfinden - oder, um nochmals aus Alfred Hollers Rede zum Hebelbund von 1947 zu zitieren: "Die Schwierigkeiten sind groß. Sie liegen vor allem in der Wahl der Mittel." Wir wünschen dem Hebelbund, dass er auch in Zukunft immer wieder neu die Mittel finden wird, die zur jeweiligen Zeit passen. Wir wünschen den Aktiven dafür viel Kraft und Kreativität. Der Erfolg muss mühsam immer wieder neu erarbeitet werden. Die Grundlage, Hebels Werk, bleibt dabei wichtig und zeitlos. Es bietet für die Zukunft wichtige Orientierung auch uns heute an, nicht nur den Menschen in der schweren Zeit vor 70 Jahren.

Anmerkungen:

Folgende Abkürzungen werden verwendet:
für Sammlung Dreiländermuseum: DLM
für Stadtarchiv Lörrach: StALö

- 1) Südkurier vom 25.3.1947, Zeitungsausschnitt in: DLM Inv.Nr. APH 138 b
- 2) Robert Neisen, Zwischen Fanatismus und Distanz. Lörrach und der Nationalsozialismus, hg. v. Stadtarchiv Lörrach, Lörrach 2013, S. 128
- 3) Vgl. Anm. 2, S. 235
- 4) Protokoll der Sitzung des Ausschusses für die Hebelfeier 1946 vom 4.6.1947, StA HA 102/AZ 3506
- 5) Schreiben vom 15.4.1946 von Pfeffer an das Gouvernement Militaire, StALö HA 102/AZ 3506
- 6) Liste des Bürgermeisteramtes zum Hebelfest am 12.5.1946, StA Lö HA 102/AZ 3506
- 7) Schreiben von Bürgermeister Pfeffer an das Landratsamt vom 9.4.1946, DLM Inv.Nr. APH 138a
- 8) S. Anm. 7
- 9) Das Gedicht ist mit dem Kürzel K.Schn. unterzeichnet - möglicherweise Lehrer Prof. Schneider (vgl. Anm. 15), in: DLM Inv.Nr. APH 138a
- 10) Ebd.
- 11) Rede Bürgermeister Pfeffer, in : DLM Inv.Nr. APH 138a
- 12) Manfred Bosch, Der Johann-Peter-Hebel-Preis 1936-1988, Waldkirch 1988
- 13) Predigt Pfarrer Nutzinger, in: DLM Inv.Nr. APH 138a
- 14) Ansprache des Ministerialrats Leo Wohlleb am 12.5.1946 um 16.30 Uhr im Hebelpark, in: DLM Inv.Nr. APH 138a
- 15) Schreiben von Prof. Schneider, Oberrealschule Lörrach, vom 19.5.1946, in : DLM Inv.Nr. APH 138a
- 16) StA Lö HA 102/AZ 3506
- 17) Vgl. Anm. 1
- 18) Rede von Holler, DLM Inv.Nr. APH 138b
- 19) Schreiben von Bgm. Pfeffer vom 24.3.1947 an Monsieur le Chef de Bataillon Georges, StA Lö HA 102/AZ 3506
- 20) Schreiben von Pfarrer Nutzinger als Präsident des Hebelbundes an das Gouvernement Militär vom 24.3.1947, StA Lö HA 102/AZ 3506

21) Basler Nachrichten vom 7.5.1947, StA Lö HA 102/AZ 3506

22) Vgl. Anm. 21

23) Schreiben von Emil Herzog, Männerchor Riehen vom 30.4.1947 an Karl Klauser, StA Lö HA 102/AZ 3506

24) Schreiben des Hebelbundes an alle Schulen im Landkreis vom 24.4.1947, StA Lö HA 102/AZ 3506

25) Bekanntmachung Nr. 65 des Bürgermeisters der Stadt Lörrach vom 2.5.1947, StA Lö HA 102/AZ 3506

26) Mit drei Stempeln versehene Genehmigung des Landratsamtes zum Tanz am Hebeltag von 19 bis 24 Uhr, StA Lö HA 102/AZ 3506

27) Schreiben von Bgm. Pfeffer an die Oberpostdirektion Freiburg vom 22.8.1947, StA Lö HA 102/AZ 3506

28) Schreiben vom 9.2.1948 auf französisch vom Gouvernement Militaire - Monsieur le Ministre des Finance Direction Regionale - an Bgm Pfeffer, vgl. Anm. 27

29) Niederschrift der Sitzung des Stadtrates am 19.12.1947, Tagesordnungspunkt Beitritt zum Hebelbund, StA Lö HA 102/AZ 3506

Hebeldank 2017

Laudatio auf Bettina Eichin (Volker Habermaier)

Sehr geehrte Damen und Herren,

warum erzählen Menschen? Eine einfache Frage. Aber nur scheinbar. Ich versuche, einige Antworten zu geben. Menschen erzählen, um sich zu unterhalten. Menschen erzählen, um sich Neuigkeiten mitzuteilen, Interessantes, Unerhörtes, Bewegendes, Unglaubliches vielleicht. Menschen erzählen, um sich über sich selbst klarzuwerden, um sich über andere, gar die Welt zu verständigen. Menschen erzählen, um eine Botschaft zu transportieren, um aufzuklären.

Denken Sie an die großen Erzählungen der Menschheit. Homer etwa erzählt die Ilias und die Odyssee, um seine Zuhörer bei den Symposien - also einer Fressedse, Saufedse und Schwätzedse - zu unterhalten, um ihnen Unerhörtes bekanntzumachen, um ihnen historische Ereignisse näherzubringen, letztlich um sie zum Nachdenken über menschliche Grundkonflikte zu bringen. Sind seine Epen nicht voll von Hass und Liebe, von Freundschaft und Feindschaft, von Neid und Bewunderung, von Mut und Feigheit?

Sie könnten mühelos weitere Beispiele für das eben Gesagte finden, nicht nur in den antiken Mythen, sondern auch in den Erzählungen der Bibel, ja, in der gesamten Weltliteratur.

Wenn Johann Peter Hebel erzählt – in seinem „Rheinländischen Hausfreund“ oder den „Biblischen Geschichten“ -, dann tut er es aus genau den gleichen Motiven. Seine Erzählungen stillen bis heute das Unterhaltungsbedürfnis der Zuhörer, machen sie mit unerhörten Begebenheiten bekannt, vermitteln historisches, theologisches sowie naturwissenschaftliches Wissen und klären die Menschen seiner und aller Zeiten auf, bringen sie zum Nachdenken über sich selbst und über andere, über Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Das „Merke!“ des Hausfreunds ist nahezu sprichwörtlich geworden.

Was das alles mit der Hebel dankträgerin des Jahres 2017, mit Bettina Eichin zu tun habe, werden Sie fragen. Schließlich zeichnen wir in diesem Jahr eine Bildende Künstlerin aus. Und da komme die Laudatio mit einem literaturwissenschaftlichen Exkurs daher, werden Sie sagen.

Wir zeichnen mit Bettina Eichin eine Künstlerin aus, der es in ihrer Kunst nie nur um Ästhetik an sich geht, um „interesseloses Wohlgefallen“, wie Kants berühmte Formulierung lautet. 2010 sagte sie: „Kunst ist <...> immer auch Sprache, ein Kommunikationsmittel, und ich wollte <...> eine Geschichte erzählen. Um sie lesbar zu machen, wählte ich das realistische Bildmittel. Ich würde meinen Realismus als poetischen oder lyrischen Realismus bezeichnen.“ (<http://www.xecutives.net/24-monats-interviews/306-monatsinterview-dezember-bettina-eichin>; 30.04.2017) Poetisch und lyrisch und schön ist ihre Kunst allemal – und aufklärerisch außerdem, denn sie spricht eine deutliche Sprache.

Nehmen Sie die „Helvetia auf der Reise“ auf Basels Mittlerer Brücke. Da sitzt eine Frau – wie entstieg einem Zweifrankenstück - müde, nachdenklich und abgewandt auf ihrem Sockel. Sie hat „abgerüstet und ihre Hoheitssymbole hinter sich abgelegt“ (ebd.). Hinter ihr liegt der Koffer – welches Bild in einer Epoche der Fluchten -, vor ihr auf der Brüstung der Mantel. „Flucht und Aufbruch“, wie Bettina Eichin sagt (ebd.), Nachdenken und Ausruhen, zwei Eigenschaften, die „an Frauen nicht geschätzt“ würden (ebd.). Die „Helvetia“ schaut über die Grenzen und schaut rheinabwärts, zur chemischen Industrie Basels. Darf das sein? Ja, es darf - und es muss!

Emanzipatorisch ist Bettina Eichins Werk im mehrfachen Sinn: Es geht ihr um die Emanzipation der Frau, und es geht ihr um die Emanzipation des Menschen, um den „Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“, wie der Aufklärer Kant formulierte (<http://gutenberg.spiegel.de/buch/-3505/1>; 30.04.2017).

Eichins „Neun Musen“ in Freiburg sind ebenfalls Ausdruck ihres bewussten Künstlerinnenseins. Sie habe an diesen „allegorischen Frauenfiguren vor allem interessiert, wieso es überhaupt weibliche Allegorien“ gebe (<http://www.xecutives.net/24-monats-interviews/306-monatsinterview-dezember-bettina-eichin>; 30.04.2017). Ihre allegorischen Frauenfiguren bedenken stets – deshalb sehen sie meist auch so sinnend aus – ihr Frausein in der Differenz zum Frauenbild der Männer, das den Diskurs der Jahrhunderte dominierte. Eichins Werk ist geprägt, wie man an den „Neun Musen“ sieht, von der Gedankenwelt der Antike; auch hier wieder eine Nähe zu Hebel, dessen „Alemannische Gedichte“ ja die Mundart „klassisch“ machen wollten und sich deshalb antiker Versmaße bedienten. Sie sucht allerdings die Antike als Frau neu zu verstehen.

Die Künstlerin selbst hat als Steinmetzin begonnen und als Restauratorin: in der Schweiz und in Griechenland, auf Patmos oder Samos etwa. Später wechselte sie von der Bildhauerei zum Bronzeguss, dem sie bis heute treu geblieben ist und den sie auch handwerklich weiterentwickelt hat.

Und die Markttische, werden Sie fragen, wann sprechen Sie endlich über diese? Bei diesen ist der Bezug zu Hebel ja am einfachsten zu greifen. Dazu brauche ich in unserem Kreis nicht viel zu sagen, denn der „Hebelbund“ hat sich ja schon wiederholt damit beschäftigt. Nur so viel: Die ursprüngliche Konzeption von zwei Tischen konnte Bettina Eichin nach dem Chemieunfall bei Sandoz in Basel vom 1. November 1986 nicht mehr fortführen. Zunächst hatte sie die Agora, also den Markt als den Ort der Ökonomie und als Ort der Politik, ins Bild bringen wollen – mit einem Tisch voller Früchte und Gemüse und mit einem Tisch voller Schriftstücke. Nach „Schweizerhalle“ war ihr dies nicht mehr möglich. Sie räumte den zweiten Tisch radikal leer, tabula rasa. In Hebels „Vergänglichkeit“, in der darin gestalteten Apokalypse, fand sie einen Ausdruck ihres Erlebens. Deshalb lesen wir heute auf dem zweiten Tisch Hebels „Vergänglichkeit“ und das Datum „Basel, 1. Nov. 1986, 00.19 h“. Damit schuf Bettina Eichin ein „Memento für

die Bewahrung der Schöpfung“, wie sie selbst es formuliert (ebd.). Nach langer Unsicherheit stehen die Tische heute im Kreuzgang des Basler Münsters. Und für mich als Zugereisten stehen sie da, als wären sie für diesen Ort geschaffen und müssten dort stehen.

Kunst mit einer deutlichen Aussage und Botschaft provoziert immer. So war und ist es bei vielen von Bettina Eichins Werken. Davon aber soll heute nicht die Rede sein. Außerdem: Verniedlichten und verharmlosten wir unseren Hebel nicht so häufig, so wäre auch sein Werk wesentlich anstößiger. Das Anstoßen von Denkprozessen war zu allen Zeiten anstößig.

Ein Preis ehrt seinen Träger – der Träger eines Preises ehrt aber auch den, der ihn verleiht. So sind wir, der Hebelbund Lörrach, geehrt, dass Sie, liebe Frau Eichin, den „Hebeldank“ nun entgegennehmen.

Der Hebelbund Lörrach e.V.
verleiht den „Hebeldank“ im Jahre 2017

Frau Bettina Eichin

Bettina Eichin und ihr künstlerisches Werk stehen in der Tradition des Aufklärers Johann Peter Hebel.

Ihr Werk beweist künstlerische Unabhängigkeit.
Es trägt dazu bei, über die Welt von heute und Möglichkeiten einer besseren Gesellschaft nachzudenken.
Kunst ist für Bettina Eichin eine Sprache, ist Möglichkeit, sich über sich selbst und den anderen zu verständigen.
Darin ist sie Johann Peter Hebel und seinem Erzählwerk sehr nahe.

Der Hebelbund Lörrach e.V. dankt
Bettina Eichin
mit seinem „Hebeldank“
und ehrt ihr jahrzehntelanges Engagement.

Lörrach, den 7. Mai 2017

Volker Habermaier
Präsident des Hebelbundes Lörrach e.V.



Mit freundlicher Genehmigung der Badischen Zeitung

Dankrede der Hebel dankträgerin Bettina Eichin

Vor meinen Dank möchte ich eine Art Zitat setzen: „Kunst ist das Flüstern der Geschichte, das im Lärm der Zeit vernehmbar ist.“ Ihnen allen Dank für Ihr Kommen. Von Herzen Dank für die Auszeichnung „Hebel dank“ des Hebelbundes Lörrach zum 70 Jahr-Jubiläum und herzlichen Dank für die Gastfreundschaft in Lörrach. Mein Großvater väterlicherseits zog in jungen Jahren als Glasmaler von Lörrach nach Basel. Mein Vater wurde 1909 in Basel geboren; seine Mutter war eine Fünfgelt. Mein Vater stellte mit 14 Jahren bei den Kadetten fest, dass er Deutscher ist, und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um Schweizer zu werden, was ihm merkwürdigerweise gelang. Er kam zum 1. Januar 1942 nach Bern in den Generalstab, zwei Wochen später wurde ich in Bern geboren, wo ich aufwuchs. Die Vorfahren meines Großvaters mütterlicherseits, Grether, kamen aus Wiechs nach Basel. Mein Großvater holte meine Großmutter mütterlicherseits, eine Koller, aus Herisau (Appenzell Außerrhoden) nach Basel. Für Basel ein normaler Mix. Fehlt noch etwas Elsass. Es war zwischen den Kriegen ein selbstverständliches, reges Hin und Her zwischen Basel und Lörrach, Verwandtschaften, Freundschaften, Geschäftiges. Das Dritte Reich störte und belastete die Beziehungen, der Krieg schnitt sie vollends ab. Nach dem Krieg war alles anders. Es gab mit der Grenzöffnung langersehnte Wiederbegegnungen und erste Hilfsbereitschaft. Viele Freundschaften erloschen, neue gab es kaum, Verwandtschaften wurden weniger gepflegt, liefen durch Überalterung aus. Neue Verbindungen wurden misstrauisch beäugt. Da war ja eine Grenze, so wie nie zuvor. Aber mit Johann Peter Hebel gab es immer etwas Gemeinsames, Sprache und Ausdruck verbanden und wurden auf beiden Seiten gepflegt. Langsam entdeckten die Basler das Markgräflerland, das Wandern im Schwarzwald und aßen sich an großen Portionen billig satt, die Deutschen kauften im Gegenzug gerne beim Migros Schokolade, Zucker, Kaffee, Teigwaren.

Was haben wir jetzt? Die Schweizer kaufen mit dem starken Franken und ihren hohen Löhnen billige Waren in Süddeutschland und stehen an der Grenze geduldig endlos Schlange wie ehemals in der Ostzone, – aber nicht für Grundnahrungsmittel, nein, für einige Euro deutsche Mehrwertsteuer für Waren, die in Deutschland ohnehin viel billiger sind als in der Schweiz. Was einst Freundschaften, Verwandtschaften, vielseitige Beziehungen waren, wandelte sich durch die Aufwertung des Franken massenweise in einseitige Gier auf Schnäppchen. Aber es gibt sie noch, die freundschaftlichen Beziehungen rund um den Aufklärer J.P. Hebel, und wir pflegen sie seit 70 Jahren über die Grenzen gemeinsam weiter.

Von Herzen Dank für die lobenden Worte zu meiner Arbeit. Sie tun mir gut im großen Scheitern: Die Neun Musen (1985-1992) stehen noch immer als Dauerleihgabe der Stadt Freiburg auf hölzernen provisorischen Sockeln im KG III der Universität Freiburg; der vertraglich vorgesehene Standort Augustinerplatz wurde von der Bauverwaltung 1986 weggeplant. Die vom Marktplatzbrunnen Basel übrig gebliebenen Tische wünsche ich mir als autonomes Stillleben weiterhin im Kreuzgang, vielleicht gelingt es. Die Skulptur Menschenrechte im Bundeshaus 1776,1789,1791, 6 m lang und 3 m hoch, ein Geschenk des Bundesrates an das Parlament, entstand auf Grund einer Petition von National- und Ständerat im Jubiläumsjahr 1998, damals feierte die Schweiz 200 Jahre Helvetik und 150 Jahre Bundesstaat. Diese Skulptur stand von 2000–2005 in der Galerie des Alpes, bis zur Totalsanierung des Parlamentsgebäudes. Nach der Renovation fiel sie einem Verdikt der Eidgenössischen Kunstkommission zum Opfer und wurde eingelagert. Nach Stationen 2008 in einer Ausstellung in der Skulpturhalle Basel (2008 -2009), dann zu 50 Jahre Schweiz im Europarat in der Universität Fribourg (2013 –2015) und zuletzt in der Ausstellung Demokratie! im Stadtmuseum Aarau 2015 -2016 ist die Skulptur seit letztem Sommer endgültig in einem Lager der Eidgenossenschaft verschwunden und wird laut Verwaltungsdelegation der Bundesversammlung nie wieder zum vertraglich festgelegten Standort im Bundeshaus zurückkehren.

Das Menschenrechtsdenkmal für das Jubiläumsjahr 1998 (150 Jahre Bundessaat, 200 Jahre Helvetik, 200 Jahre unblutige Revolution in Basel), mit den Menschenrechtstexten Virginia Bill of Rights 1776, La Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen von 1789, Déclaration des Droits de la Femme et de la Citoyenne 1791 von Olympe de Gouges und der UNO-Menschenrechtserklärung vom 10. Dezember 1948, war geplant für ein auslaufendes Wegdreieck auf dem Petersplatz in Basel. Es ist zu 90 % fertiggestellt und zu 80 % bereits finanziert. Es ist in Münchenstein und Basel eingelagert und hat nach vielen Anstrengungen noch immer keinen Standort; der letzte Versuch in Aarau scheiterte jetzt, und die Lager sind gerade gekündigt. Wahrscheinlich wollte ich als Frau mit zu großen Sachen immer zu hoch hinaus.

Beim Hebeldank dachte ich, es gehe einzig um Die Vergänglichkeit von J.P. Hebel, die ich nach der Brandkatastrophe von Schweizerhalle auf den einen Markttisch im Kreuzgang geschrieben habe. Dass mein Gesamtwerk in Bezug zum Aufklärer J.P. Hebel gesetzt wird, hat mich zuerst etwas irritiert und dann sehr berührt. Ein Schriftsteller der Aufklärung – eine Bildhauerin der Gegenwart? Sagen und Zeigen, heute, im Sinne der Aufklärung zusammen gesehen? Als ich vor ca. 40 Jahren vom Stein zur Bronze, vom kleinen zum großen Format, vom privaten zum öffentlichen Raum wechselte – war ich als Frau ziemlich allein. Der öffentliche Raum war männliche Zone. So wandte ich mich zuerst dem Frauenbild, der Frauenrolle heute zu, diese von innen, vom eigenen Körpergefühl her zu erforschen und herauszubilden. Von Männern erfundene Allegorien waren dafür ein gutes Übungsfeld. Ich wurde nur einmal gefördert, von Alt-Regierungsrat Arnold Schneider, der 1978 nach einem Wettbewerb die Helvetia auf der Reise unbedingt trotz hoher Gusskosten realisiert sehen wollte. Er war damals der Erste und Einzige, der erkannte und mit mir teilte, was ich mit dieser Frauenfigur sagen will. Nur sie entstand kampflos, wie ein Wunder, Produkt einer List. Und sitzt seit 1980 noch immer. Aber eine List funktioniert leider meistens nur einmal. Mitten in der Arbeit an den Neun Musen für die Stadt Freiburg i.Br. kam 1986 der Marktplatzbrunnen

Basel auf mich zu, ein Geschenk der Firma Sandoz zu ihrem 100jährigen Bestehen an die Stadt Basel. Ende April 1986 war der GAU von Tschernobyl und wirkte in mein Marktplatzbrunnenprojekt hinein. Die Arbeit am Marktplatzbrunnen wurde am 1. November 1986 jäh unterbrochen durch die Brandkatastrophe von Schweizerhalle, ausgelöst in einem Betrieb der Sandoz, meiner Auftraggeberin, und löste in Basel einen Kulturschock aus. Künstler sind Chronisten: Es war für mich unumgänglich, diese Brandkatastrophe, die Basel veränderte, gestalterisch einzubeziehen. Als ich eine Lösung fand, hat Sandoz mir den Auftrag entzogen und von der Regierung BS die Zusicherung verlangt, dass dieser Brunnen nie, auch nicht mit privaten Mitteln auf dem Marktplatz realisiert wird. Damals fand ich Trost und Inspiration im Kreuzgang und in Hebels Vergänglichkeit, in seiner Schilderung des von Menschen angefachten Weltenbrandes wie anno 1796 - an der Topografie von Basel. Ich musste mir Gedanken machen, wo stehe ich eigentlich als Künstlerin. Wenn ich auf die Kulturgeschichte der Menschheit zurückblicke, geht es immer um die drei Beine Herrschaft, Religion und Bild. Das Bild ist das Sichtbare, Lesbare, Hörbare im Dienst von Herrschaft und Religion. Herrschaft und Religion waren bis zur Aufklärung eins. Heute kann Herrschaft mit Wirtschaft/Kapital gleichgesetzt werden, die Religion ist der Konsum, das Bild ist, um den Karren am Laufen zu halten, die Werbung in all ihren Facetten und Verbreitungen, denen wir unentrinnbar Tag und Nacht mit allen Sinnen ausgesetzt sind. Innerhalb dieser Masse an Bildern ist das, was wir als sogenannte „Kunst“ meinen kennengelernt zu haben, im Promillebereich. Kein Wunder wird auch in der Kunst im immer größer werdenden Lärm der Gegenwart um Aufmerksamkeit gerungen, gern laut gebrüllt und aufplusternd um sich geschlagen. Und so möchte ich zum Zitat des Anfangs als Frage zurückkehren: Ist Kunst das Flüstern in der Geschichte, das im Lärm der Zeit zu vernehmen ist?

Schlussworte (Volker Habermaier)

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Hebel-Freunde,

mir bleibt die Freude, Danke zu sagen:

Wir danken Frau Dr. Caroline Schröder-Field für die Gestaltung von Liturgie und Predigt.

Wir danken Herbert Deininger und dem Ensemble viva voce für die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes.

Wir danken besonders herzlich Markus Moehring für den Festvortrag, der uns gezeigt hat, welchem Erbe der Hebelbund verbunden ist; Gabe und Aufgabe zugleich also!

Wir danken Thomas Habermaier dafür, dass er uns in die Epoche Hebels und die Zeit der Entstehung des Hebelbundes geführt hat.

Wir danken Ihnen, liebe Bettina Eichin, für Ihr Hiersein. Wir wollten Ihnen im Namen Hebels danken – nun haben Sie uns Ihrerseits wieder reich beschenkt: Deshalb nochmals herzlichen Dank.

Wir danken allen, die zum Gelingen des „Hebelsonntags 2017“ beigetragen haben, insbesondere den Mitarbeitern des Dreiländermuseums, dem Team um Markus Moehring. Wir waren wieder Ihr Gast und fühlten uns wohl und wertgeschätzt.

Vielen Dank auch den Mitgliedern des Präsidiums des Hebelbundes für die immer gute Zusammenarbeit.

Vielen Dank auch unseren Geldgebern und Unterstützern ...

... und vielen Dank Ihnen allen, die Sie uns mit Ihrem Interesse und Ihrer Sympathie begleiten.

Johann Peter Hebel schrieb einmal. „Es ist kein gutes Compliment, wenn man sagt: „Es hat mich gefreut, Sie wohl zu sehen.“ Man sollte sagen: „Es freut mich, Sie wohl gesehen zu haben,“ (und könnte allenfalls, während mans sagt und sich wegdreht, die Augen zuschließen.)“ (J.P. Hebel's sämtliche Werke, Achter Band, Karlsruhe 1838, S. 259).

Damit lade ich herzlich ein zum Apéro. Bleiben Sie noch unser Gast und lassen den Hebelsonntag 2017 im Gespräch ausklingen. Und dann, bitte, drehen Sie sich nicht weg, wenn sich jemand freut, „Sie wohl gesehen zu haben“. Wenden Sie sich ihm zu – das ist wahrhaft Hebelsch!

Das Schatzkästlein am 6. Mai 2018

Begrüßung (Volker Habermaier)

„O ihr lieben und guten Menschen, die ich so gerne wieder sehen und umarmen möchte! Es ist schwer solchen Einladungen zu widerstehen fast noch schwerer es zu sagen, zumal wenn die Abhaltung in lauter kleinen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu bestehen scheint, die einzeln genommen iede zu besiegen sind, zusammen ein großes Gewicht haben und fast gebietend entscheiden. Doch ist die Basis von allen das alte Lied – das Geschäft.“

(Johann Peter Hebel an Christian Gottfried Haufe, 10.04.1813, in: Johann Peter Hebel: Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Zentner, Karlsruhe und München 1976, S. 211)

Mit diesen Worten aus einem Brief Hebels an seinen Freund Haufe grüße ich Sie. Es ist offensichtlich: Sie konnten sich heute morgen von Ihren Geschäften freimachen und hierherkommen. Seien Sie also, Sie lieben und guten Menschen, – in Gedanken zumindest – umarmt!

Ich begrüße zunächst die Mitwirkenden des heutigen „Schatzkästleins“, vor allem den Festredner Dr. Franz Littmann, den profunden Hebelkenner und Hebeldankträger 2013. Erst vor wenigen Tagen konnten wir, lieber Franz, „deine“ Ausstellung zu Hebels Schweizerreise eröffnen. Schon in den ersten Planungen dieses Projekts war klar, dass wir auch das „Schatzkästlein“ diesem Thema widmen, zumal die Ausstellung gerade in diesem Raum zu sehen ist. Dass niemand, der die Vernissage besucht hat, sich langweile, haben wir ausgemacht, dass manches, was du da nur andeuten konntest, heute ausgeführt und vertieft wird. Wir freuen uns sehr darüber und danken wir für deine Bereitschaft, auch dieses Wagnis zu unternehmen.

Ich begrüße mit besonderer Freude den diesjährigen Hebeldankträger Markus Moehring. Wir haben ja, einem Beschluss unseres Präsidiums folgend, in diesem Jahr bereits den Träger des Hebeldankes bereits vor

einigen Wochen bekannt gegeben. Ich freue mich, dass viele Gäste gekommen sind, um Markus Moehring mit uns zusammen zu ehren.

Ich begrüße Oberbürgermeister Jörg Lutz, der uns wieder – wie im Jubiläumsjahr 2017 – die Ehre seines Besuchs und eines Grußworts gibt. Die gute alte Tradition, dass das „Schatzkästlein“ Pflichttermin für Stadt und Kreis war, wird damit fortgeführt.

Ich begrüße die Musiker Denis Liske und Matthias Haller und bin als euer Schulleiter stolz, euch heute der Lörracher Öffentlichkeit präsentieren zu können. Sie, liebe Gäste, werden von den beiden jungen Musikern genau so begeistert sein, wie ich es jedes Mal bin, wenn ich sie höre. ...

Nun zum Thema des diesjährigen „Schatzkästleins“, Hebels Schweizerreise von 1805. Johann Peter Hebels Bericht über seine Schweizerreise von 1805 gehört zu den bekannten unbekannten Texten des Dichters. Lange kaum beachtet, tritt er nun mit den Kommentaren von Franz Littmann erneut an die Öffentlichkeit.

Vergleicht man den Text mit anderen Reiseberichten aus dieser Zeit – Goethes „Italienischer Reise“ etwa oder Seumes „Spaziergang nach Syrakus“ -, so könnte man enttäuscht sein: keine literarisch gestalteten Tagebucheinträge, keine subjektive Erzählung, sondern meist nüchterne Aufzeichnungen über Orte und Landschaften, die er als Begleiter der jungen Freiherren von Mentzingen besuchte, und Menschen, denen er begegnete. Liest man dagegen die Kommentare Dr. Franz Littmanns, wird schnell klar, dass Hebels Reisetagebuch in einer anderen Tradition steht: der der aufgeklärten Bildungsreise. Reisen war für die Aufklärer eine Möglichkeit, „dem traditionell vorgegebenen Erfahrungsraum zu entgehen und den Erwartungshorizont zu erweitern“

(Christina Seidl, Reisebericht, online unter: <https://www.historicum.net/medien-und-kommunikation/themen/artikel/reisebericht; 05.05.2018>).

Die Schweiz, in die Hebel reiste, war die 1803 aus der Helvetischen Republik (1798-1803) hervorgegangene „Schweizerische Eidgenossenschaft“. Neben dem Interesse für Land und Leute und die ältere Geschichte stehen die neueren politischen und sozialen Entwicklungen des Landes. Für Hebel ist die Schweiz „ein Seminarium für eine bessere Zeit der Nationen“ (http://hausen.pcom.de/jphebel/sonstige_prosa/beh%C3%A4ltnis_fl%C3%BCchtige_gedanken_33b.htm; 26.12.2017). Wer Hebels Reisenotizen so liest, der gewinnt einen neuen und vertieften Einblick in das Denken des Autors.

Lassen Sie uns auf Reisen gehen: später mit Hebel und Franz Littmann in die Schweiz und vorher mit Denis Liske und Matthias Haller auf einen Abstecher in die USA. Viel Freude!



Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen Zeitung

Dr. Franz Littmann: „Ein Aufklärer auf Reisen - Johann Peter Hebels Schweizerreise 1805“

Als Johann Peter Hebel den Auftrag erhielt, mit zwei jungen Baronen aus Mentzingen eine Kavalierstour zu unternehmen, wählte er die Schweiz zum Ziel. Die aus der Helvetischen Republik (1798 – 1803) hervorgegangene „Schweizerische Eidgenossenschaft“ bewunderte er als Hort der Demokratie und Freiheit. In seinem Reisetagebuch, das den Bildungsauftrag dokumentieren und die Kosten der Reise rechtfertigen sollte, notierte Hebel die einzelnen Stationen im heutigen Baden-Württemberg, der Schweiz und Frankreich. Sie geben Aufschluss über seine aufgeklärte Weltanschauung und seine dem Ideal der Volksaufklärung verpflichtete Sicht der Dinge.

Wesentliche Prinzipien seiner Vorstellung von Aufklärung waren für ihn Meinungsfreiheit, individuelle Autonomie und religiöse Toleranz. Aufklärung hieß für ihn, Vernunft an die Stelle ungeprüfter Glaubenssätze und Meinungen zu stellen. Entscheidend ist jedoch, dass Hebel eine völlig andere Auffassung von Aufklärung hatte als die Mehrheit der europäischen Aufklärer. Eine Belehrung „von oben herab“ lehnte er ab. Also beispielsweise die Aufklärungskonzepte von Voltaire, von Friedrich „dem Großen“ und Katharina „der Großen“, die dem Volk ihre aufgeklärten Ideen durch Gesetze und Dekrete oktroyierten.

Für Hebel war demgegenüber der Leser seines Kalenders ein Partner. Den Kalender verstand er als Anleitung zum Selberdenken, zur Hilfe beim Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit (Kant). Einen Schritt in diese Richtung, davon war er überzeugt, machten die Schweizer. „Die Schweiz“, notierte er in seinem „Behältnis für meine flüchtigen Gedanken“, „an und um ihre Berge, aus Deutschen, Franzosen und Italienern bizarr zusammengesetzt, scheint von der Vorsehung zu einem Depot der Freiheit und der aus ihr hervorgehenden edlen Gesinnung im Sturm der Zeit für die Zukunft aufbewahrt zu sein – ein Seminarium (eine Pflanzschule, FL) für eine bessere Zeit der Nationen“. Ungefähr 200 Jahre später nennt Martin Walser die Schweiz eine „vorweggenommene Utopie für das, was wir in Europa einmal werden wollen“.

„Merkwürdig“ ist das Wort, das Hebel in seinem Reisejournal am häufigsten benutzte. Wie in seinen Kalendertexten wollte er damit hervorheben, dass der von ihm mitgeteilte Sachverhalt der besonderen Aufmerksamkeit des Lesers wert sei. Laut Grimms Wörterbuch fungierte damals „merkwürdig“ primär als deutsche Entsprechung zum lateinischen „notatu dignus“ und bezeichnete eine Sache, die dem Gedächtnis des einzelnen zur Memorierung empfohlen, als des „Merkens“ würdig erachtet wurde. Weil etwas „merkwürdig“ ist, muss man es sich merken. Was also notierte der Aufklärer Hebel in seinem „Tagebuch der Schweizerreise, welche die H. Baronen Karl und Ernst von Mentzingen am 22ten August 1805 angetreten und den 22ten September vollendet haben“ als merkwürdig?

Am 27. August 1805 konstatierte er: „In Konstanz war 1414 eine Kirchenversammlung, auf welcher Kaiser Sigmund zugegen war, Pabst Martin der 5te erwählt und Huß verbrannt wurde“. Hebel, wie seine Exzerptheft zeigen, war sehr an der Geschichte seiner Kirche interessiert und sah in Jan Hus (1369-1415) einen wichtigen Vordenker für Martin Luther. Der böhmische Theologe und Reformator reiste nach Konstanz, um seine Lehre vom „notwendigen Ungehorsam“ der Kirche und der „Gewissensfreiheit jedes Christenmenschen“ zu verteidigen. Obwohl ihm König Sigismund freies Geleit gewährt hatte, wurde er inhaftiert. Da Jan Hus jeden Widerruf seiner Lehre verweigerte, wurde er verurteilt und am 6. Juli 1415 verbrannt. Dass Hebel diesen Vorfall nicht kommentierte, hat vermutlich mit seiner zwiespältigen Einstellung zu Jan Hus zu tun: Einerseits verurteilte er die seiner Kirche innewohnende Tendenz zu Dogmatismus, Abgrenzung und Verfeindung. Auf der anderen Seite spielte das Gewissen für Aufklärer und Kirchenkritiker eine zentrale Rolle.

In Winterthur war Hebel einen Tag später. In der zwanzig Kilometer von Zürich entfernten Stadt gefiel es ihm besonders gut. Merkwürdig findet er „eine Reihe von schönen Gärten und Anlagen“, die schon „außen den Wohlstand der Stadt verkündet (...) Inwendig entdeckt

man, wohin man blickt, die Quelle“ (dieses Wohlstands, FL), allgemeine Betriebsamkeit in Gewerbe und Handel“. Als Spätaufklärer hatte Hebel durchaus eine positive Einstellung zu Arbeit und Gelderwerb im Allgemeinen und Fleiß und Gewinnstreben im Besonderen. Allerdings brauchten zur damaligen Zeit die kapitalistische Ökonomie und deren Zeit-ist-Geld-Logik noch nicht die Nonstop-Aktivität, es gab noch Orte und Zeiten der Ruhe. Dass Menschen Grünanlagen nötig haben und „schöne Gärten“, war noch selbstverständlich. Auch heutzutage verdankt das zwischen sieben bewaldeten Hügeln liegende Winterthur seinen Ruf als Gartenstadt einem relativ großen Bestand an „Familiengärten“ (Schrebergärten). Die notwendige Voraussetzung dafür hat Hebel in seinem Kalenderbeitrag „Vorbereitung des Getreides zur Aussaat“ von 1808 erläutert: „Man muß nie aus Trägheit oder Mißtrauen einem Versuch aus dem Weg gehen. Man muß nicht immer nur sagen, >Wir wollens machen wie unsere Vorfahrer, sondern man muß es auch tun<“.

In Zürich war für Hebel das Denkmal Salomon Gessners (1730-1788) ein wichtiger Programmpunkt. Berühmt wurde der Sohn einer alteingesessenen Züricher Drucker- und Buchhändlerfamilie, Dichter, Landschaftsmaler und Illustrator durch seine 1756 erschienenen „Idyllen“. In zahlreichen Auflagen, Übersetzungen und Nachahmungen verbreitet, waren sie ein europäischer Bestseller und ein Gegenentwurf zur höfisch-absolutistischen Lebensweise. Sie lieferten einem sich aus kirchlicher und feudaler Bevormundung lösenden Bürgertum die Utopie einer unverdorbenen und freien Alpenwelt.

Gessner verknüpfte spätantike Schäferpoesie mit zivilisationskritischen Glücksidealisierungen. Geschildert wurde eine leichte und spielerische Existenz. Das Leben war voller Geselligkeit, Gastfreundschaft, Empfindsamkeit, Ruhe und Naturschönheit. In Gessners „Idyllen“ war das Landleben frei von sklavischen Verhältnissen. Auch für Hebel, der in Zürich Gessners Denkmal auf dem heutigen „Platzspitz“ einen Besuch abstattete, war dessen Bukolik eine Ermutigung, die bestehenden autoritären Strukturen seiner Zeit zu kritisieren.

Von der Leichtigkeit des Lebens in Gessners wiederauferstandenem Arkadien ist noch etwas in Hebels Alemannischen Gedichten zu spüren.

Am 29. August war Hebel zu Besuch im Gasthaus zur Sonne in Küsnacht am Ufer des Züricher Sees und stellte fest: „Auf eine andere Art fühlt man hier an der öffentlichen Wirthstafel, in den freimüthigsten Urtheilen über öffentliche Personen und Verhältnisse, man sei in der Schweiz. Der ungenierteste war heute der Gastwirth selber. Er erzählte unter anderm was ein französischer Offizier für Unfug im Hause gemacht habe. Aber bey Gott, setzte er hinzu, wär ich daheim gewesen, ich hätt ihm gesagt: >Ihr seid so grob, wie euer Herr und Meister<“. Freie Meinungsäußerung, dieses fundamentale Element einer demokratischen Gesellschaft, hatte Hebel während seines Studiums in Erlangen kennengelernt. Hier war er Mitglied der Mosellaner, einer nach dem Vorbild der Freimaurer organisierten Studentenverbindung. Vom Grundsatz her wollten die Mosellaner die Botschaft des Christentums mit Zielen der Aufklärung verbinden. Der Freiraum dieser Studentenverbindung zeigte Hebel, dass es noch etwas anderes gab als das unterwürfige Einhalten des „Reglements“, das in den feudalen Karlsruher Verhältnissen zu befolgen war. Hier gab es kein „Durchlaucht“, hier gab es kein „Hochwohlgeboren“. Stattdessen wurden erste Ansätze eines gleichberechtigten Miteinanders praktiziert, wurde selbständiges Denken und freies Kommunizieren eingeübt.

Das öffentliche Räsonnieren bürgerlicher Privatleute, die sich bewusst von der Lebensform der höfischen Gesellschaft abzusetzen begannen, war am Beginn des 19. Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich. Vorbildlich für öffentlich geführte Gespräche, für den „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (Habermas), waren Impulse aus England. Dort waren Clubs, Kaffeehäuser, Theater und Lesegesellschaften die Orte, an denen ein freier, gleicher und offener Dialog stattfand. Gentlemen diskutierten über Fragen der Ethik, des Geschmacks, der Manieren. Auch in der Schweiz spielten entsprechende private Vereinigungen eine her-

ausragende Rolle. Nicht zufällig traf Hebel im Verlauf der Schweizerreise namhafte Aufklärer und Gelehrte. Solche Vertreter einer innovativen Kulturpolitik als Gegengewicht zu Kirche und Hof waren der Schulreformer Johann Georg Müller in Schaffhausen, der Maler und Gründer des ersten Unspunnenfests Franz Niklaus König in Unterseen (Interlaken), der Politiker und Vetter des „Berner Hinkenden Boten“-Herausgebers Bernhard Friedrich Kuhn in Bern und der Pfarrer und Freund Friedrich Wilhelm Hitzig in Rötteln.

Hebel selbst war, was viele nicht wissen, Gründungsmitglied der Karlsruher Lesegesellschaft. Wie demokratisch es dort zuging, bezeugen die Statuten des Vereins. Prinzipiell galt: Alle Mitglieder hatten gleiche Rechte, kein Mitglied konnte etwas befehlen oder eigenmächtig anordnen, sodass Hebel in dieser frühen Einrichtung der Volksaufklärung erste Erfahrungen mit bürgerlicher Selbstorganisation sammeln konnte. Hebels Reisebericht belegt, wie sehr er das öffentliche Rasonnieren in der Schweiz als „merkwürdig“ erachtete. Im badischen, absolutistisch regierten Staat war das ja nach wie vor ein Politicum, und wer die Meinungsfreiheit überstrapazierte, musste mit Restriktionen rechnen.

Am 31. August führte Hebels „Fußreise“ nach Kappel am Albis. Dort stand er vor einem Granitfindling, der die Stelle markierte, an dem Ulrich Zwingli (1484-1531) in der sogenannten Zweiten Kapplerschlacht (1531) starb. Zwingli, der als Pfarrer am Grossmünster in Zürich wirkte, war zu ähnlichen Ergebnissen wie Luther gekommen und hatte in Zürich die Reformation eingeführt. Teile der Eidgenossenschaft schlossen sich der Reformation aber nicht an. Was folgte, war eine Spaltung der Schweiz in zwei Lager. Vereinfacht gesagt: Protestantische Städte standen katholischem Land gegenüber. Es kam zum Krieg: Auf dem Kappeler Schlachtfeld unterlagen 2000 protestantische Zürcher den 8000 Katholiken aus den Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.

Auch im Fall Zwingli war Hebels Haltung gespalten. Er war, wie Zwingli, ein Befürworter der Partizipation des Bürgers, des Laienengagements, des Rechts, die Angelegenheiten der Gemeinde selbst zu regeln und die Pfarrer selbst zu wählen. Eine Auffassung von Aufklärung, die autoritär durch Gesetze und Dekrete auferlegt und nicht von der Masse des Volks hervorgebracht wurde, war für ihn nicht die Lösung der Probleme, sondern ein Teil der Probleme. Aus diesem Grund war Hebel extrem orthodoxiekritisch. Wenn beispielsweise die Emanzipation von kirchlicher Bevormundung soweit ging, dass Christen fanatisch und totalitär wurden, hatte Hebel kein Verständnis mehr. Zwinglis „Ratschlag über den Krieg“ von 1529, der darauf hinauslief, den Gemeinden (der katholischen Kantone) „mit Waffengewalt aus der Tyrannei des Abtes und derer von Schwyz herauszuhelfen“, wäre für ihn undenkbar gewesen. Beinahe 300 Jahre nach dem Kappeler Krieg zeigte Hebel mit seinem Werk, worauf es ankommt, wenn man den Gefahren einer falsch verstandenen Aufklärung entgehen will. Auf totale Ideologiefreiheit nämlich.

Am 31. August notierte Hebel ins Tagebuch: „Über eine Landenge führt hier die berühmte Hohle Gasse nach Küßnacht“. Der Legende nach traf in der Hohlen Gasse, einem Fahrweg von Küssnacht nach Immensee, Wilhelm Tell mit einem Armbrustpfeil den habsburgischen Landvogt Gessler. „Von dieser Tat“, so Hebel, „in Verbindung mit dem Bund im Rütli, beginnt die Schweiz Republick und Freiheit, die sich unter langen blutigen Kämpfen von innen und außen immer mehr befestigte, jetzt fast 500 Jahre besteht, und die Schweizer bis an unsere Tage hin, zu einem geachteten und beneideten Volk in den Augen von ganz Europa machte“.

Allein schon der Umfang des Tagebucheintrags zeigt den Stellenwert, den Hebel dem Recht auf Widerstand gegen Tyrannei und Willkürherrschaft beimaß. Will man seine Position zu diesem Problem richtig beurteilen, muss man wissen, dass Hebel in Fragen der Ethik kein Entweder-Oder kannte. Er war ein Vertreter des Sowohl-Als-Auch, also

einer Ethik für die jeweilige, spezielle Situation. Einmal war Tyrannenmord zu rechtfertigen, ein anderes mal nicht. Im Gegensatz zur weitverbreiteten und oberflächlichen Auffassung, Hebel sei ein Opportunist gewesen, rechtfertigt sein Tagebucheintrag das Recht auf Widerstand: „Wenn einmal in der Geschichte Meuchelmord durch Noth gerechtfertigt und durch seine Folgen zur verdienstlichen That geheiligt werden kann, so ist es dieser“. Hebel, in Übereinstimmung mit dem damaligen Zeitgeist, berief sich in der Frage des Tyrannenmords auf Martin Luther. Ähnlich wie in seinem Alemannischen Gedicht „Der Statthalter von Schopfheim“ folgte er, was den Widerstand gegen die Staatsgewalt anbetrifft, dessen „Zwei-Reiche-Lehre“. Luther hatte in seiner Schrift „Von weltlicher Obrigkeit“ gefordert, man müsse „Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apostelgeschichte 5,29). Eine heikle Frage also, die Hebel jedoch in der Regel „kasuistisch“ (Walter Benjamin) beantwortete. Vielleicht deshalb war er mit der Botschaft von Schillers Drama „Wilhelm Tell“ einverstanden, das ein Jahr vor Hebels Besuch der Hohlen Gasse am Weimarer Hoftheater unter Goethes künstlerischer Leitung uraufgeführt worden war und das Recht auf Ungehorsam des Volks proklamierte: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht, wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden“ (2. Aufzug, 2. Auftritt).

Am 31. August 1805 besichtigte Hebel in Luzern die „topographische Schweizerkarte“ von Franz Ludwig Pfyffer von Wyher (1716-1802), die aus Wachs und Gips geformt und aus 136 Teilen zusammengesetzt die Zentralschweiz in drei Dimensionen abbildete.

Hebel war nicht der erste, der sich für das Cabinet des damals berühmten Generals begeisterte. Vor ihm hatten Goethe, Ebel (der Verfasser seines Reiseführers und Hölderlin-Freund), Bénédict de Saussure (Expedition auf den Mont Blanc) und der Reiseschriftsteller Christoph Meiners das 25 Quadratmeter große „älteste Relief der Urschweiz“ bestaunt. Damit konnte man sich erstmals in der Geschichte der Menschheit den Alpen, die noch nie jemand von oben gesehen hatte,

„heliozentrisch“ annähern. Pfyffers Relief bedeutete die Eroberung einer neuen, einer dritten Dimension – tatsächlich wurde das Relief im gleichen Zeitraum fertiggestellt, in dem die Brüder Montgolfier und andere mit ihren Flugexperimenten begannen.

Es war der Ausdruck eines aufgeklärten Zeitgeistes und des vollständigen Vertrauens in die Kraft der Vernunft. Nicht nur in der Schweiz war es zum Zeitpunkt von Hebels Schweizerreise üblich und normal, von der vollständigen Beherrschung der Natur zu träumen.

Alles andere als selbstverständlich war dagegen Hebels Besuch des Grabs von Nikolaus von Flüe in Sachseln, über den er am 2. September im Tagebuch berichtete: „Niklaus von der Flüe (...) war schon bey Jahren, als er nach überspannten Religionsbegriffen seiner Zeit (er lebte im 15. Jahrhundert) Weib und Kinder, man sagt 12, verließ und sich in eine fürchterliche Einöde des Melchthals zurückzog, um dort sein Leben als Einsiedler zu beschließen. Wenn ihm diesen Schritt der Mensch mißbilligen muß, so hat er wenigstens dafür durch ein großes Verdienst den Schweitzer versöhnt. Denn in der größten Gefahr des Vaterlandes, als 1481 die versammelten Eidesgenossen in Stanz in der größten Erbitterung auseinandergehen wollten und das Schwerdt des Bürgerkriegers den heiligen Bund zu zernichten drohte, da brach der Einsiedler Niklas sein Gelübde und trat, eine schöne hehre Gestalt, wie ein Schutzgeist des Vaterlandes aus den Nebeln des Melchthals in die Versammlung hinab, wirkte schon durch seine bloße Erscheinung auf alle Gemüther und vereinigte durch den Gehalt seiner Ermahnungen alle zur neuen vesten Bundestreue“.

Die Passage macht deutlich, dass Hebel für die Weltentsagungshaltung des Einsiedlers kein Verständnis hatte. Als Aufklärer machte er es sich jedoch auch zur Aufgabe, die Wahrheiten des Gegners zu achten, statt zu „ächten“. Dazu zählten zentrale katholische Wahrheiten, wie z.B. die Realpräsenz Christi in der Eucharistie oder der Wunderglaube des

Volkes. Statt diese Wahrheiten zu disqualifizieren und nur die eigenen gelten zu lassen („Heiligenverehrung ist Götzendienst“), favorisierte Hebel den Ausgleich, die Verständigung und den Kompromiss.

Im Gegensatz zur Mehrheit seiner protestantischen Kollegen, deren Reiseberichte über katholische Gegenden unfreundlich waren und viel Unverständnis und Intoleranz bewiesen, ist Hebels Bericht von großem Respekt vor den religiösen Auffassungen und Bräuchen anderer, in diesem Falle der Heiligenverehrung, bestimmt. Er vertrat keineswegs die Auffassung, der Protestantismus verkörpere die aufgeklärte Moderne und der Katholizismus verkörpere Rückständigkeit.

Zur aufgeklärten Geisteshaltung des Professors für dogmatische Theologie am Karlsruher Gymnasium illustre gehörte es, tolerant gegenüber Katholiken, selbstverständlich auch gegenüber Juden und Muslimen zu sein. Für Hebel stellte das Recht auf Religionsfreiheit die Voraussetzung eines friedlichen Zusammenlebens in einer demokratischen Gesellschaft dar. Wie Herder, Lessing und vor allem sein großes Vorbild Moses Mendelssohn konnte er sich eine Vielfalt von Kirchen und Frömmigkeiten vorstellen – in einem Staat, der für Neutralität und Frieden sorgte.

Während seiner Schweizerreise erfuhr Hebel in Unterseen/Interlaken aus der Zeitung von dem gerade zwei Wochen zuvor ins Leben gerufenen Unspunnenfest. „Hier ward den 15ten August dieses Jahres“, so Hebel im Tagebuch, „das große Schweizer Hirtenfest gehalten, wovon alle Zeitungsblätter dieses Monats voll sind. Der Tag wurde mit Wettkämpfen aller Art zugebracht.“ In der Tat, beim Fest in der Nähe der Ruine Unspunnen gab es Schwingen, Steinstoßen, Alphornblasen, Zielschießen, Tanz und Gesang. „Der Mensch“, schrieb Schiller, „ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ „Der Mensch“, schrieb König in seinem Buch „Reise in die Alpen“(1814), „erscheint beim Alphirtenfest in seiner ächten glücklichen Freiheit.“

Als Hebel Franz Niklaus König (1765-1832) in dessen Atelier im Schloss Unterseen besuchte, erörterte man sicherlich auch den Sinn und Zweck dieser Wiederbelebung ländlicher Volksbräuche. Auf der einen Seite war das Unspunnenfest eine sehr gute Werbung für den Fremdenverkehr. Auf der anderen Seite war es auch wichtig im Hinblick auf den Demokratisierungsprozess in der Schweiz. Während der Französischen Revolution war es üblich gewesen, die Bürger mit unter freiem Himmel veranstalteten Festen emotional an republikanische Freiheit und Gleichheit zu binden bzw. den Zusammenhalt und die Identität zu stärken. Wichtiger als Gesetze, davon waren Hebel und König überzeugt, sind Manieren in einer demokratischen Gesellschaft: althergebrachte Sitten und Umgangsformen, an denen sich die Menschen orientieren. Der Staat muss sozusagen in Traditionen, Gewohnheiten und Überlieferungen verankert sein nach der Maxime: „Wenn wir unser Vaterland lieben sollen, muss unser Vaterland liebenswert sein“.

Am Vormittag des 14. September besichtigte Hebel das Rathaus in Basel, in dem 1798 erstmals eine Schweizer Nationalversammlung getagt hatte. Wie auch heute noch, fand damals jeden Tag vor dem 1504 bis 1514 erbauten Gebäude ein Markt statt. Im Gedicht „Die Marktweiber in der Stadt“ kontrastierte Hebel den Reichtum und die Arroganz der Basler Ratsherren mit der Armut, aber auch der Zufriedenheit der Marktfrauen.

Dass Hebel im Verlauf seines Besuchs der Stadt Basel den Epitaph des niederländischen Humanisten Erasmus von Rotterdam (1469-1536) besichtigte und in seinem Tagebuch ausdrücklich erwähnte, ist keineswegs überraschend. Mit Recht verwies Robert Minder in seiner „nützlichen Anleitung zur Lektüre“ der Werke Hebels auf den erheblichen Einfluss des Bibelhumanisten. Nicht von ungefähr lautete der Titel seiner Anleitung „Hebel, der erasmische Geist.“

Konkret nachweisen lässt sich dieser Einfluss nicht, spürbar wird er jedoch immer dann, wenn Hebels Hausfreund im Kalender Ja und Nein zugleich sagt, wenn in den Erzählungen Ambivalentes und Doppeldeutiges aufblitzt. Im Gegensatz etwa zu Luther oder zu Zwingli gab es für Erasmus in Glaubensfragen kein richtig oder falsch, keine eindeutige Entscheidung. Glaube war für Erasmus etwas Veränderbares. In seinem „Lob der Torheit“ nannte er, in der Tradition der antiken Skeptiker, die Weisheit eine Narrheit. Aus diesem Grund befürwortete er stets das Mittelmaß. Wie zum Beispiel in seinen „Vertrauten Gesprächen“: „Ich beleidige niemand, bin höflich zu jedermann, grüße und erwidere freundlich den fremden Gruß. Ich lasse jedem seine Meinung, verdamme nie die Grundsätze oder Taten eines anderen und halte mich niemals für klüger.“

Die dritte Station der Basler Besichtigungstour war das „große Auditorium der Universität“. Schon ein Jahr nach dem Beginn des Basler Konzils (1431-1449) wurden dort zwar theologische und juristische Vorlesungen abgehalten, endgültig gegründet wurde die älteste Schweizer Universität von Papst Pius II. (Enea Silvio de Piccolomini) jedoch erst 1460.

Zweifelsfrei gab sie die entscheidenden Impulse für die Verbreitung des italienischen Humanismus in den Ländern nördlich der Alpen. Hebel allerdings hätte in Basel nicht studieren können, denn hier war ja die Zugehörigkeit zum reformierten Bekenntnis maßgeblich, während Hebel, wie seine Mutter, Lutheraner war.

Im „Saal der Kirchenversammlung“ in einem Seitengebäude des Basler Münsters, den Hebel ebenfalls besichtigte, wurden während des Konzils den Humanismus und die Aufklärung betreffende Themen erörtert. Zur Diskussion stand das Ausmaß der demokratischen Reformierbarkeit der Kirche. Unter anderem strebte die extreme Reformpartei des Konzils die Überordnung des Konzils über die Autorität des Papstes an.

„Je länger Demokratien bestehen, desto zivilisierter werden die Gesellschaften nach innen“ (Harald Welzer). Johann Peter Hebel, das findet im „Tagebuch der Schweizerreise“ ihren Ausdruck, war ein früherer Zeitzeuge dieser frühen Zivilisierung. Wenn es heute in der Schweiz eine zu beobachtende Hierarchiefreiheit im öffentlichen Raum gibt, eine hohe Bereitschaft, Verantwortung und ehrenamtliche Tätigkeiten zu übernehmen, die Fähigkeit, vier Religionen und vier Volksgruppen mit vier Sprachen friedlich unter einem Dach zusammenzuhalten, dann hat das mit der langen Zeitdauer der demokratischen Entwicklung in diesem Land zu tun. Ganz offensichtlich hat Hebel die Schweizer Demokratisierung als den Beginn einer Zukunft erlebt, die alle Kräfte des Menschen, die der Sinnlichkeit, des Verstands und des Gefühls, beansprucht und kultiviert. Davon ist jedenfalls die Rede in seinem Reiseführer, Johann Gottfried Ebels „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen“. Die Erstausgabe dieses Reiseführers war 1793 in Zürich erschienen. Eine Ausgabe von 1804, die Hebel dabei hatte, befand sich in seiner Bibliothek.

„Die Demokratie“, heißt es dort, „adele alle Menschen gleichermaßen, ob arm oder reich. Die Gleichheit der politischen Rechte läßt jeden, daher auch den Armen, den Knecht, und Dienstboten, seine Würde als Mensch und als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft fühlen; sie verbreitet Lebhaftigkeit, Munterkeit, Offenheit und vertrauliches, zuversichtliches Wesen über den Umgang, über alle Verhältnisse und Freuden des gesellschaftlichen Lebens; sie zerstört die in allen Ländern so gemeine Sitte, nach welchen die Reichen gütterlose und arme Menschen, besonders die in ihren Diensten stehenden Personen auf eine gebieterische, unfreundliche, stolze Art behandeln“.

Vielleicht war dieser Standpunkt für den Aufklärer Hebel das Merkwürdigste.

Laudatio auf den Hebeldankträger Markus Moehring

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Hebel-Freunde,

den Namen Markus Moehring kannte ich schon, als ich noch nichts von Lörrach wusste - nicht einmal, dass die Suchard hier Schokolade produziere -, als ich von einem „Museum am Burghof“ nicht einmal etwas ahnte, als ich von Johann Peter Hebel nur wusste, er habe erbauliche Geschichten geschrieben, mit einem Wort, als ich Schwabe noch unwissend hinter dem Schwarzen Wald lebte.

Woher ich dann aber Markus Moehring gekannt hätte, fragen Sie? Ganz einfach: Markus Moehring hat nach seinem Studium das Referendariat für das Lehramt an Gymnasien am Studienseminar Stuttgart bei Professor Hirschinger absolviert und eine Abschlussarbeit über das perikleische Athen geschrieben. Über dieses Thema wollte auch ich bei Johannes Hirschinger schreiben – und so fand ich in der Seminarbibliothek Markus Moehrings Examensarbeit, an der ich mich abzuarbeiten hatte. Markus Moehring aber ist nicht wie ich Schulmeister geblieben, sondern ist Museumsmensch geworden. Und deshalb sitzt er jetzt hier und darf in wenigen Augenblicken den Hebeldank entgegennehmen, ich aber ihn würdigen.

Denn Markus Moehring - versehen nicht nur mit einem Staatsexamen, sondern auch einem Magister artium - absolvierte nach dem Studium ein Volontariat an einem amerikanischen Museum. 1987 übernahm er das Oberrheinische Bäder- und Heimatmuseum in Bad Bellingen, erster Versuch eines trinationalen Museums. Gleichzeitig präsentierte er bereits Ausstellungen im „Museum am Burghof“, das sein Vater Gerhard, auch er Hebeldankträger, jahrzehntelang ehrenamtlich geleitet hatte.

1991 übernahm Markus Moehring als hauptamtlicher Leiter das Museum, das er in den folgenden Jahren systematisch, umsichtig und inno-

vativ um- und ausbaute. Auch die Sonderausstellungen des Hauses gehen auf ihn zurück, legendäre wie die zu Hebel im Jahr seines 250. Geburtstags, zum Ersten Weltkrieg, zum nationalsozialistischen Lörrach oder, gerade zu Ende gegangen, zu den Reformationen Südwestdeutschlands. Publikationen – die Lörracher Hefte -, digitale Erfassung der Sammlungsbestände, die er mit enormer Fachkenntnis und großem Verhandlungsgeschick erweiterte, Aufbau einer modernen, kindgerechten Museumspädagogik, all das, was heutige Museumsarbeit ausmacht, führte Moehring in Lörrach ein und führte damit das Erbe seines Vaters in die Gegenwart.

Mit der Konzeption und Erarbeitung einer Ausstellung zur Regio TriRhena machte er das „Museum am Burghof“ zum „einzigsten Dreiländermuseum Europas“, wie die Homepage stolz vermerkt (<https://www.dreilaendermuseum.eu/de/Das-Museum/Dreilaendermuseum>; 04.05.2018). Der Namenswechsel 2012 war dann nur die logische Konsequenz dieser Neuausrichtung.

Den Regio-Gedanken ernst nehmend und in die Tat umsetzend, engagierte sich Markus Moehring bis heute in führender Position im „Netzwerk Geschichtsvereine am Oberrhein“ sowie im „Netzwerk Museen“. Die Auszeichnung mit der Ehrenmedaille der Regio Basiliensis im vorigen Jahr ist nur eine der Ehrungen, die ihm für seine weit über Lörrach hinausreichende Arbeit zuteil wurde. Auch dass er mehrmals zum Sprecher der deutschen Geschichtsmuseen gewählt wurde, ist ein Zeichen seiner hervorragenden Leistungen.

Wie sehr Kindheitserlebnisse und -erfahrungen sein Engagement prägten, machte er letzthin deutlich. Er erzählte, wie er - 13 Jahre nach dem 2. Weltkrieg geboren, als Sohn eines Vaters, der erst drei Jahre vor seiner Geburt aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war - als Bub seinen Großvater ins Bett zu bringen hatte, der 1916 vor Verdun schwer verwundet worden war: „Jeden Abend legte ich sein Glasauge ins Wasser, gab ihm Tropfen in die leere Augenhöhle, zog

im Bett sein Bruchband aus, das tagsüber den Darm stützte, und erlebte seine Angstzustände vor dem Einschlafen. Und ich sah die Tränen in seinen Augen, als Monsieur Huo zu uns aus Frankreich kam und sich die beiden alten Männer in den Armen lagen.“

(Peter Schenk, Mit zwei Kriegen aufgewachsen, in: bzbasel vom 10.05.2017; <https://www.bzbasel.ch/kommentare-bz/mit-zwei-kriegen-aufgewachsen-131307798>; 04.05.2018).

Wen solches geprägt hat, der kommt nicht umhin, sich der Völkerverständigung, der Arbeit über die Grenzen hinweg zu verschreiben. Wer sich so den eigenen Wurzeln widmet – widmen muss und nicht anders kann –, der ist zugleich offen über die Grenzen hinaus. Dass dieses kein Widerspruch ist, sei all den Grenzziehungsfetischisten unserer Tage ins Stammbuch geschrieben!

Ein solcher Brückenbauer wie Markus Moehring war auch Johann Peter Hebel, in dessen Namen wir ihn heute ehren. Schon als Kind lernte Moehring Hebel kennen. Wenn auch bei ihm zuhause – schließlich kommt er aus einer Lehrersfamilie – Hochdeutsch gesprochen wurde, so erinnert er sich doch vieler Stellen aus Hebels „Alemannischen Gedichten“. Übrigens: Ich als Schulmeister spreche zuhause nie Standarddeutsch, sondern immer nur Dialekt. Aber da denken wir heutzutage glücklicherweise wieder anders als noch vor Jahren. „Muescht schön Hochdeutsch schprechen!“, hieß es da.

Mit seinem Vater Gerhard besuchte der Schüler Markus Moehring häufig das „Schatzkästlein“ unseres Hebelbundes, damals noch in der alten Stadthalle. Damit wäre die prägende Wirkung des Hebelbundes benannt: Wie viele zukünftige Hebel dankträger sitzen wohl in Ihren Reihen?! Als Leiter dieses Hauses entdeckte er Größe, Umfang und Bedeutung der Hebel-Sammlung, die im Wesentlichen von seinem Vater zusammengetragen worden war. Seither machte er sein Museum systematisch zu einer literarischen Gedenkstätte zu Johann Peter Hebel.

Immer wieder gelingt es ihm, in seinen Ausstellungen Bezüge zu Hebel herzustellen. Das gelingt ihm sogar bei Ausstellungen, bei denen selbst die Fachleute zunächst denken, das sei nicht möglich. Selbst vom Fahrrad, der Draisine, zu Hebel hat Moehring eine Verbindung gefunden.

Vor allem aber ist es der Aufklärer Johann Peter Hebel, der Moehring leitet. Hebel ist ja – so verwurzelt in Natur, Geschichte und Sprache dieses Landes er auch ist – ein in Denken und Schreiben weltläufiger Autor. Gut, er kam nur in die Schweiz, nicht einmal nach Italien; wir hörten es. In seinem Werk aber ist die ganze Welt vorhanden. Vor allem aber ist Hebel Aufklärer darin, dass er dem Menschen vertraut, dass er ihm zutraut, Besseres, zuweilen gar Gutes zu schaffen.

Deshalb möge – dem Museumsmann Markus Moehring zu Ehren – am Schluss eine der „Nützlichen Lehren“ Johann Peter Hebels aus dem Jahr 1805 stehen: „Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlügt? Euer bester Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft, und euer Leben lang keine Weizenernte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euren Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, sein wartet und pfleget, wie sich's gebühret, so steigt im Morgentau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornrosen und mancherlei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr emporkommen. Die gesunde Ähre schwankt in der Luft, und füllt sich mit kostbaren Körnern. So ist es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht verdrüßen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Samen, schöne Tugenden in das weiche zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, so wird's besser werden.“

(http://hausen.pcom.de/jphebel/geschichten/n%C3%Bctzliche_lehren_1805.htm; 04.05.2018)

Literarische Begegnungen (Einführungen: Volker Habermaier)

Prof. Dr. Francesca Vidal: „Über das Morgen im Heute“. Auf den Spuren von Johann Peter Hebel im Werk von Ernst Bloch, 26. März 2017

Er ist schon ein Phänomen, unser guter Hebel! Selten gibt es Dichter, deren Geschichten vor allem so gut schon von Kindern verstanden werden. Und selten gibt es Dichter, die gleichzeitig von den Größten ihres Faches so bewundert werden. Ob Goethe oder Kafka, ob Hesse oder Heuss, ob Walter Benjamin oder Martin Heidegger: Hebel fand in ihnen begeisterte Leser. Oder eben Ernst Bloch.

Der große Germanist Hans Mayer hat einmal die Geschichte erzählt, Heidegger und Bloch – wahrlich Antipoden der Philosophie des 20. Jahrhunderts – hätten sich „im Hause gemeinsamer Freunde, also gleichsam auf neutralem Boden“ getroffen: „Philosophisches wurde an jenem Abend nicht berührt: Das Prinzip Hoffnung blieb ebenso ausgespart wie die Technik und die Kehre. Dann aber fiel plötzlich der Name des Johann Peter Hebel, worauf nun doch ein Gespräch zustande kam. So wurde daraus zwar nicht, was man im neudeutschen Sprachgebrauch gern eine „echte Begegnung“ nennt, aber der „Rheinische Hausfreund“ erwies selbst in diesem extremen Fall abermals seine Kraft, zu binden und Spannungen zu lösen.“ (Die Zeit vom 29.05.1964). Und er stellt die Frage: „Kam es wirklich zu einer Vereinigung in Johann Peter Hebel?“, um sie nach einer längeren Erörterung des Begriffs der „Heimat“, der bei Heidegger rückwärts-, bei Bloch vorwärtsgewandt sei, entschieden negativ zu beantworten: „Sie sprachen damals, Ernst Bloch und Martin Heidegger, über Johann Peter Hebel. Kaum ein anderes Thema indessen wäre imstande gewesen, die tiefe, keine Überbrückung zulassende Verschiedenheit ihrer Denkweisen deutlicher zu demonstrieren.“ (Ebd.)

Woran liegt's denn wohl, dass so unterschiedliche Geister sich über Hebels Werk und wohl auch Gestalt begeisterten? Sicher an der humanistischen, aufgeklärt-menschenfreundlichen Art seiner Literatur. Sicher aber auch an der scheinbaren Einfachheit seiner Literatur, die doch so raffiniert kalkuliert ist. Die Frage, was sich der Dichter dabei gedacht habe, ist übrigens unerheblich. Wir können ja fragen, wenn wir ihm begegnen, im Falle Hebels sicher im Himmel ... Das Entscheidende ist das, was auf dem Papier steht. Und da zeigt uns eine genaue Lektüre beispielsweise, wie die scheinbar volkstümlichen „Alemannischen Gedichte“ nach antiken Versmustern gearbeitet sind und wie die Schatzkästlein-Geschichten durch raffinierten Satzbau Hinweise auf weitere Ebenen des Textes geben, Andeutung auf Komendes oder Betrachtung des Vergangenen. So wird möglich, was Hans Mayer als „Einsicht“ formuliert, „dass für jeden ... Sprecher die Gestalt des Johann Peter Hebel zum Anlass einer Selbstaussage wird“ (Ebd.).

Dem Philosophen Martin Heidegger hat sich ein Vortrag des Hebelbundes bereits vor Jahresfrist gewidmet; Dr. Franz Littmann war damals unser Gast. Frau Prof. Dr. Francesca Vidal ist Kulturwissenschaftlerin mit den Schwerpunkten Philosophie und Rhetorik an der Universität Koblenz-Landau und Präsidentin der Ernst-Bloch-Gesellschaft. Mit ihr haben wir eine seit langem ausgewiesene Kennerin des Werks von Bloch, aber auch von Hebel gewinnen können.

Auf eine kurze Formel gebracht: Sie wird uns sagen können, wie nahe Blochs philosophisches Schreiben bei Hegel, aber eben auch bei Hebel ist. Frau Vidal spricht zu uns „Über das Morgen im Heute“. Auf den Spuren von Johann Peter Hebel im Werk von Bloch“.

Elsässischer Abend II: „Sprachenschmuggelei“ mit Pierre Kretz, 25. Juni 2017

„Elsässischen Abend“ haben wir diese nunmehr zweite Veranstaltung mit Autoren aus unserem Nachbarland im Westen genannt.

Wer dabei in der Nase den Duft von Gugelhupf oder von Choucroute garnie hat, auf der Zunge die Aromen eines Grand Cru-Rieslings aus dem Hause Hugel, wer im Ohr den lebenswürdigen Klang des Elsässischen Alemannisch hat, wer vor Augen die Höhen der Vogesen oder die lieblichen Weinberge und Obstgärten der Vorberge oder die fruchtbaren Ebenen des Rheins hat, der hat erfasst, um was es uns bei unseren „Elsässischen Abenden“ geht - und hat es doch nicht erfasst. Gewiss, das Elsass ist eine reiche Landschaft und ein beliebtes Reiseziel. Das Elsass ist aber auch ein Landstrich, der von der Geschichte gebeutelt wurde wie wenige in Europa.

Bis in die Frühe Neuzeit Bestandteil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, im 17. Jahrhundert Opfer der Eroberungskriege des französischen Königs Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs, 1870 Opfer der Expansion des neugegründeten Deutschen Reiches, das ansonsten „saturiert“ zu sein vorgab, 1918 zurückgefallen an die Französische Republik, 1940 von deutschen Truppen überfallen und wieder dem Deutschen Reich eingegliedert, 1945 – und dieses Mal hoffentlich für immer und ewig – wieder an Frankreich gefallen. Eine Aufzählung von Eckdaten der Elsässer Geschichte und doch mehr: Wie viele Menschen haben die „große“ Geschichte in ihrem angeblich „kleinen“ Leben miterlebt und miterlitten!

Davon handelt auf eine Weise, die so beeindruckend ich selten in einem Buch gelesen habe, der zweite Roman von Pierre Kretz: „Der Seelenhüter“ von 2009 (Pierre Kretz, *Der Seelenhüter*, übersetzt von Irène Kuhn, Tübingen 2012). Sicher, die eben genannten Eckdaten der Elsässer Geschichte sind uns wohl allen bekannt, allen wohl bekannt. Und die Zerrissenheit des

Elsässers ist beinahe sprichwörtlich, auch die Rede von der europäischen „Brückenlandschaft“. An einer kleinen Szene seines Romans aber macht Kretz anschaulich, begreifbar, was dieser rasche Wechsel der Staatsangehörigkeit in einer Zeit der Nationalismen bedeutete.

Von seinem Urgroßvater Emil erzählt der Ich-Erzähler im „Seelenhüter“, er habe, „als er 1945 seine allererste – französische – Staatsbürgerschaft wiedererlangte, ähnlich wie ein Weltenbummler, der nach langer Zeit in den heimischen Hafen zurückkehrt, gesagt <...>: „so, jetzt längt’s àwer!“ (S. 33). Sein Onkel Paul habe hingegen „nur dreimal die Staatsangehörigkeit gewechselt, was die Banalität seines Lebens bestätigt.“ (Ebd.)

An der Sprachenproblematik macht er dann klar, was doch nicht banal ist: „Anfang 1919 lernte er die Schule des republikanischen Frankreich kennen. Im kompromisslosen Einheitsstaat gab es nur eine offizielle Sprache: die französische. Aber es gab auch ein entscheidendes Problem: Leute, die sie sprachen, waren im Elsass kaum noch anzutreffen. Seit 1870/71, das heißt innerhalb von zwei Generationen, hatten die Deutschen das Nötige getan, um die Elsässer von der französischen Sprache abzubringen. Es gab keine Lehrer mehr, die sie hätten unterrichten können. Also hat man elsässische Leute zur Umschulung ins sogenannte innere Frankreich geschickt, wo man versucht hat, ihnen Grundkenntnisse einer Sprache einzutrichtern, die ihnen total fremd war, die sie aber fortan unterrichten mussten.“ (S. 33f.) Ein anderer Onkel des Ich-Erzählers berichtet, „er habe bis zu seiner Pensionierung nie ohne Wörterbuch unterrichtet“ (S. 35). Der erste Lehrer nach dem Ersten Weltkrieg sei 1919 direkt aus dem Lehrerseminar in Marseille gekommen und habe Gonzague Jeaubredot geheißen. Herrlich, wie der Ich-Erzähler die erste Schulstunde, nur die gegenseitige Vorstellung von Lehrer und Schülern, schildert. Bei einem solchen Namen scheitert vielleicht auch mancher Kenner des Französischen. Für die elsässischen Buben ist der Name Gonzague Jeaubredot nur als Lehrer „Zickzack“, „eine logische Ableitung aus „Gonzack“ (S. 38), fasslich.

Mehr über diesen kleinen großen Roman will ich nicht verraten; schließlich können Sie ihn nachher am Büchertisch erwerben. Nur so viel noch: 2009 erschien er auf Französisch, 2012 auf Deutsch im Tübinger Verlag Klöpfer & Meyer, hervorragend übersetzt von Irène Kuhn. Der erste Roman von Pierre Kretz - „Der kleine Katholik“ - erschien 2005 auf Französisch und 2010 auf Deutsch.

Bei dieser Übersetzungsgeschichte liegt der Titel der heutigen Veranstaltung nahe: „Sprachenschmuggelei“, denn Kretz schreibt nicht nur Französisch, sondern auch auf Elsässisch. Er selbst schreibt dazu: „Wenn eine Sprache die „Hochsprache“ ist, wäre also die andere, der Dialekt eine „untere Sprache“, die Sprache des Erdgeschosses oder – noch schlimmer – des Kellers? Und wenn die Hochsprache romanisch ist und die Mundart germanisch, wie wird man mit so etwas fertig? Da kann man nur eine verbrecherische Beziehung zu Sprachen haben. Eine Beziehung ohne Zöllner. Denn da wird es einem klar, dass die Grenzen zwischen Sprachen sehr undicht sind. Die „Reinheit“ einer Sprache kommt mir wie ein sehr abstraktes Ding vor. Denn hinter jeder Sprache versteckt sich, manchmal sehr diskret, eine andere Sprache, hinter jeder Sprache steckt eine Welt.“ (Persönliche Mitteilung an den Verfasser)

Pierre Kretz ist also im Dreiland auch mit Texten im Dialekt hervorgetreten. Sein preisgekrönter Monolog „A beesi Frau“, aus dem wir heute Abend etwas hören werden, ist ein wahrhaftes Wechselbad der Gefühle, ein großartiges Stück Mundartliteratur. Auch diesen Text können Sie nachher erwerben und vom Autor signieren lassen. Oder Sie können ihn von der Internetpräsenz des SWR herunterladen und anhören.

Wie kommt Kretz auf die Verwendung von Hochfranzösisch und Elsässerdeutsch als seinen literarischen Sprachen? Sie liegt nahe, bedenkt man seinen Lebenslauf: 1950 in Schlettstadt geboren, Jurastudium in Deutschland und in Frankreich, Anwaltskanzlei im Elsass, im Alter von 50 Jahren Aufgabe des Anwaltsberufs, seither freier Schriftsteller, heute mit Lebensmittelpunkt in Sainte-Marie-aux-Mines in den Vogesen.

Pierre Kretz versteht sich als engagierten Menschen, aber nicht als engagierten Schriftsteller: „... so sehr ich auch die Rolle des politisch engagierten Schriftstellers ablehne, so sehr kann ich mir den Akt des Schreibens losgelöst vom Weltgeschehen und der Gesellschaft nicht vorstellen.“ (http://pierre-kretz.fr/?page_id=1472&lang=de; 18.06.2017)

Wie sehr Kretz' Roman vom „Seelenhüter“ historisch-politisch gelesen werden kann, habe ich angedeutet. Auf die aktuellen Veränderungen im Elsass, vor allem die Bildung der Megaverwaltungseinheit „Großer Osten“, reagierte Kretz mit zahlreichen Veröffentlichungen, so etwa dem jüngst auf Französisch erschienenen Essayband „Das Elsass gibt es nicht mehr“. Auch davon wird heute Abend die Rede sein.



Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen Zeitung

Klaus-Dieter Reichert und die Mundartliteratur des Bodensee- raums, 17. September 2017

Schon der Name des Sees hat einen besonderen Klang: Bodensee. Weiche Konsonanten, dunkle Vokale. Innere Bilder erstehen vor uns: glitzernde Wellen, schaukelnde Segelschiffe, weiter Horizont vor blauem Himmel mit weißen Wolken, Weinberge und Obstbäume, alte Städte, Kirchen und Schlösser am Rand des Sees. Oder – zur Jahreszeit passend – Nebelschleier vor fahlem Licht über bleigrauem Wasser. Der Bodensee ist von landschaftlicher Schönheit sondergleichen. Zudem ist er erfüllt von Geschichte und Kultur: Meersburg, Reichenau und die Birnau; die Droste und Martin Walser – und Bruno Eppe beispielsweise.

Damit sind wir beim Thema des heutigen Abends, der Mundart am westlichen Bodensee. Mit Klaus-Dieter Reichert konnten wir einen ausgewiesenen Kenner der Bodensee-Mundartliteratur gewinnen, selbst als Autor tätig sowie als Rezitator. Er stellt das Bodenseealemannisch mit Textbeispielen von sechs Radolfzeller Autoren vor: Hermann Sernatinger, Bruno Eppe, Manfred Bosch, Thomas Burth, Hanspeter Wieland und Klaus-Dieter Reichert. Über die Sprache charakterisiert er die Menschen der dortigen Region. „beispielsweise“ hat er sein Programm genannt, und sicher ist die Sprache ein Beispiel dafür, wie ein Kulturraum seine Menschen prägt.

Ein kleines Beispiel für die besondere Mundart des Bodensees gefällig? Bodenseealemannisch nennen wir sie, und eine Spielart des Alemannischen ist sie gewiss. Starke Einflüsse des Schwäbischen weist sie auf. Martin Walser hat einmal darauf hingewiesen, dass das Schwäbische immer mehr das eigentliche Alemannische des Bodensees verdränge. Das hängt nicht damit zusammen, wie man zunächst mutmaßen könnte, dass jeder zweite Stuttgarter seine Ferien regelmäßig am See verbringt und jeder dritte ein Ferienhaus dort hat. Klaus-Dieter Reichert als geborener Radolfzeller, doch lange im Großraum Stuttgart

ansässig, weiß gewiss, wovon ich rede. Und ich als ehemaliger Stuttgarter weiß es auch, selbst wenn ich's nie zu einem Häuschen am See gebracht habe.

Ein langer historischer Prozess steckt dahinter: Als nämlich nach 1800 die alten Herrschaften am Bodensee aufgelöst wurden und das Königreich Württemberg die Herrschaft übernahm, schickte Stuttgart seine besten Beamten in die neuwürttembergischen Gebiete. Deren Sprache, das sogenannte Stuttgarter Honoratiorenschwäbisch, war nun die Sprache der Herrschenden und deshalb Vorbild für die Bodenseealemannen. Herrschaft prägt Sprache, auch das ein interessanter Gedanke.

Dass das Schwäbische einfach ein dominanter Dialekt sei – wie etwas das Bayerische gegenüber dem Fränkischen – mögen die Sprachwissenschaftler für wahr halten. Ich habe das Gegenteil erlebt: Selbst wenn meine Frau und ich zuhause nur unser Stuttgarter Honoratiorenschwäbisch reden, haben meine Kinder dies nie übernommen: Sie sprechen Wiesentäler Alemannisch oder RTL/Prosieben-Standarddeutsch, wie so viele Jugendliche, nie aber Schwäbisch.

Doch lassen Sie uns wieder den Bodensee in den Blick nehmen und Klaus-Dieter Reichert nochmals herzlich willkommen heißen. Er ist 1945 in Radolfzell geboren und dort aufgewachsen. Mit 22 Jahren ging er ins Schwäbische, um dort sein Geld zu verdienen. Mit den Jahren wurde aus dem gelernten Mechaniker ein Lehrer für Grund- und Hauptschulen. Er schreibt seit Mitte der 70er Jahre Mundart und publiziert regelmäßig. Der gekonnte Vortragsstil machen Reicherts Auftritte zu einem Erlebnis. Das will jetzt erlebt sein!

Lukas Bärfuss, Hebelpreisträger 2016: „Hagard“, Lesung am 2. November 2017

Wir heißen den aktuellen Hebelpreisträger des Landes Baden-Württemberg in Lörrach willkommen. Seit einigen Jahren stellen wir die Preisträger im Folgejahr in Lörrach vor. Schließlich ist doch der Hebelbund mit Sitz und Stimme in der Jury des Hebelpreises vertreten. Vielen Dank, dass Sie unsere Einladung angenommen haben – zwischen einer Lesung in Krakau und einer in Ljubljana.

Wer im vergangenen Jahr Ihre Hebelpreisrede miterlebt hat, wird sich beglückt an sie erinnern. Die Rede habe beglückt? Ob diese Formulierung angemessen sei, werden sich einige fragen. Dem Schriftsteller Bärfuss gehe es doch – schließlich haben wir es seinerzeit so vom Laudator Schmidt-Bergmann gehört – um die „performative Wirkung“ von Literatur. Nicht die Kunst um der Kunst willen, sondern die Kunst um des Menschen willen, der Menschen willen sei sein Ziel. Genau so aber hat Lukas Bärfuss in Hausen gesprochen.

Er berichtet 2009 in einer Rede in Stuttgart, er habe einen „gescheite(n), stilistisch fein ziselierter(n)“ Aufsatz über den Zusammenhang von Stil und Moral schreiben wollen: „... es war alles vorbereitet, um ... etwas zu bieten, was man allgemein als geistreich bezeichnet“ (Lukas Bärfuss, Stil und Moral, in: LB, Stil und Moral. Essays, Göttingen 2015, S. 221).

Dann aber habe er entdeckt, dass eine Skifahrerin eine individuelle altmodische Ausrüstung nicht als Individualistin aus individuellem Stilgefühl heraus getragen habe, wie er anfänglich bewundernd dachte. Sie habe schlicht aus finanzieller Not die alte Ausrüstung ihrer Mutter getragen. Da habe er sich gefragt, „wie man sich in dieser scheußlichen Welt überhaupt noch mit Nebensächlichkeiten wie Stilfragen aufhalten kann, die einem dazu noch eine verlogene, geschönte Ansicht der Welt vermitteln, die einen Schönheit in der Verweigerung sehen lassen, wo nichts anderes ist als Not und Lächerlichkeit.“ (ebd., S. 224f.)

Wahrlich, die „Weltlage, ... also alles, was in diesem Augenblick geschieht, oder nicht geschieht, ist, man kann es leider nicht anders sagen, zum Kotzen“ (ebd., S. 225). „In der Zeit, die Sie jetzt mit Lesen (oder Hören) vergeuden, nimmt das Elend der Welt zu, während Sie nicht das Geringste dagegen tun“ (ebd., S. 225). Aber Bärfuss schrieb, indem er 2009 dies schrieb, Literatur. Und er schreibt bis heute.

Wie also den Gegensatz auflösen? Gar nicht. Die Spannung ist letztlich unaufhebbar. Pures Glück an Kunst und ihrer Schönheit als „interesselosem Wohlgefallen“ - so Immanuel Kant - ist heute nicht mehr möglich. Kunst aber, der es um Teilhabe an der Gegenwart geht, nicht nur im Tun, sondern auch im Denken, das ist es, was Bärfuss betreibt.

Das Hässliche in der Welt, ihre „Not und Lächerlichkeit“ beschreibt – be/schreibt - Bärfuss in seinen Theaterstücken und in seiner Prosa. In seinem Roman „Hundert Tage“ etwa thematisiert er die Verheerungen der europäischen Kolonisierung Afrikas und ihre moderne Form, die Entwicklungshilfe. Im Roman „Koala“ geht es um den Selbstmord des Bruders des Ich-Erzählers, der ihn zunächst sprachlos macht. Er beschreibt stattdessen die Geschichte des Koalabären, der in der modernen Welt mit seinen Nützlichkeitsstrategien nicht überlebensfähig ist; nicht zuletzt deshalb habe man seinen Bruder „Koala“ genannt. Dieser Exkurs sprengt die Form des Romans; einige Kritiker haben ihm das übelgenommen. Er findet darin allerdings zu seiner individuellen Verarbeitungsstrategie, dem Schreiben: „Ich ... setzte mich an den Schreibtisch und machte mich an die Arbeit.“ (Lukas Bärfuss, Koala, Göttingen 2014, S. 182)

Eine ähnliche Konstruktion findet sich auch in Bärfuss' neuem Roman, aus dem er heute Abend lesen wird. Auch da schreibt ein Ich-Erzähler über eine Geschichte, die ihn nicht mehr loslässt. Einmal wolle er sie noch beschreiben, um sie begreifen zu können: „... einen Versuch will ich noch wagen, einmal noch werde ich die Ereignisse auferstehen lassen, einmal noch, und dann soll es damit sein Bewen-

den haben.“ (Lukas Bärfuss, Hagard, Göttingen 2017, S. 9) Und nachdem er Philipps Geschichte erzählt hat, schließt er: „Hier ist meine Nachricht. Eine Nachricht an das Universum. Eine Nachricht an meinen Schöpfer. Ich sterbe, aber ich verschwinde nicht. Dies ist das Ende, und hier will ich beginnen.“ (Bärfuss, Hagard, S. 173)

Lassen Sie mich so enden, bevor Lukas Bärfuss beginnt: Die Spannung zwischen „Stil und Moral“ oder – weiter gefasst – zwischen Kunst und Politik hindert uns nicht daran, in die Kunst hineinzutau-chen – sie hindert uns aber daran, unverändert wieder aus ihr aufzutauchen.



Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen Zeitung

Dr. Martin Schneider: „Fromm und frei“. Zwischen Hebel und Henhöfer: die Evangelische Landeskirche in Baden und ihre Interpretation des reformatorischen Erbes, Vortrag am 3. Dezember 2017

Zum Reformationsjubiläum und anlässlich der großen Ausstellung im Dreiländermuseum, die auch das Wirken Johann Peter Hebels für die Evangelische Landeskirche in Baden darstellt, hat der Hebelbund Dr. Martin Schneider eingeladen. Dr. Schneider war theologischer Referent der Europäischen Melancthon-Akademie in Bretten und ist Spezialist für die Theologie des 18. und 19. Jahrhunderts.

Johann Peter Hebel war an der Zusammenführung der beiden protestantischen Kirchen des 1806 neu geschaffenen Großherzogtums Baden beteiligt: der lutherischen und der reformierten. 1821 wurde er Prälat – dem heutigen Landesbischof vergleichbar – der neugeschaffenen Evangelischen Landeskirche in Baden. Nötig war die Kirchenunion geworden, da zur inneren Staatswerdung Badens auch die Integration der evangelisch-lutherischen Tradition Altbadens und der evangelisch-reformierten Tradition der neu zum Großherzogtum gekommenen Gebiete gehörte.

Aloys Henhöfer (1789-1862), ursprünglich katholischer Priester, trat 1822 zum Protestantismus über. Er war ein Theologe der Erweckungsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts und stand damit im Gegensatz zur Theologie der Aufklärung, von der Johann Peter Hebel beeinflusst war. Mit den Namen Henhöfer und Hebel wird die Bandbreite evangelischen Glaubens zur Zeit Hebels aufgezeigt.

„Vorarlberger Abend“: Astrid Marte, Birgit Rietzler und Adolf Vallaster, Lesung am 18. März 2018

Liebe Freunde der Mundart, liebe Freunde der Literatur und sehr geehrte Damen und Herren,

ich habe die große Freude, eine bedeutende Vorarlberger Autorendelegation in Lörrach zu begrüßen: Astrid Marte, Birgit Rietzler und Adolf Vallaster – seid uns herzlich willkommen!

„Auch in Österreich spricht man Alemannisch!“ hieß es in der Presseankündigung der heutigen Veranstaltung. Das klingt flapsig, bestenfalls feuilletonistisch, eröffnet mir aber die Möglichkeit, Ihnen etwas über das Verhältnis vom Österreichischen zum Alemannischen in Erinnerung zu rufen.

Vorarlberg, das Land vor dem Arlberg also, wurde schon im frühesten Mittelalter von Alemannen besiedelt. Was dieses westgermanische Volk von den Sueben, den Schwaben, meinen Vorfahren, unterschied, will ich hier nicht untersuchen. Nur soviel: Wahrscheinlich gehören beide der gleichen Volksgruppe an – und beide stammen aus dem sächsischen Raum. Bezeichnenderweise heißt der alemannische Sprachraum im Mittelalter „Herzogtum Schwaben“.

Und wo bleibt Österreich? 1375 kam Vorarlberg zu Vorderösterreich. Und da sind wir in unserer Region. Denn auch die nichtbadischen Teile unseres Raumes gehörten bekanntlich zu Vorderösterreich. Willkommen also zuhause! Ich sage dies bewusst in der Woche nach dem 80. Jahrestag des sogenannten „Anschlusses“ Österreichs ans Deutsche Reich, also der Annexion Österreichs. Denn von Österreich aus betrachtet ist Vorderösterreich das Angeschlossene. Die gemeinsame Hauptstadt von Bregenz und Freiburg, von Dornbirn und Waldshut war eben Wien. Beherrscht von der Dynastie der Habsburger. Und wo stammte die her? Klar: von der Habsburg im heutigen Kanton Aargau, gerade einmal 50 Kilometer von hier entfernt. Ja, es ist schon so: His-

torische Bildung schärft die Sinne mehr für Verbindendes als für Trennendes!

Und auch die Sprache verbindet: Das Vorarlberg spricht als einziges Bundesland Österreichs eine nichtbairische Sprache. Dieses Alemannisch ist fähig, den Bodensee zu umgreifen und Baden-Württemberg sowie die Schweiz und das Elsass miteinzubeziehen. Allerdings: Genau zuhören müssen Sie schon, denn Alemannisch ist nicht gleich Alemannisch.

Und nun zu unseren Gästen: Mit Adolf Vallaster begrüßen wir den Doyen der Vorarlberger Mundart-Literatur. In den späten sechziger Jahren, als das kritische Potenzial von Heimat, Heimatsprache und Heimatliteratur erkannt wurde, als der Heimat endgültig – endgültig? – das Angebräunte bis Tiefbraune ausgetrieben wurde, da trat Adolf Vallaster auf. Er setzte sich für eine kritisch-aufklärerische Funktion von Mundart und Mundart-Literatur ein. Auf der Leistung dieser Generation gründet das, was wir heute „die Neue Mundart“ nennen. Vor drei Jahrzehnten schon las Adolf Vallaster beim Hebelbund, unter der Ägide von Gerhard Jung, was beweist, dass auch damals der Hebelbund dem aufklärerischen Erbe Johann Peter Hebels gerecht wurde.

Adolf Vallaster hat, so schreibt Markus Manfred Jung, „völlig uneitel und selbstlos auch mit Werkstätten und regelmäßigen Treffen das Niveau der in Mundart Schreibenden gefordert und deutlich gefördert“. Astrid Marte und Birgit Rietzler, die ich schon bei der „Internationalen Schopfheimer Mund-Art Literatur-Werkstatt“ begrüßen durfte, profitierten von diesem Austausch. Übrigens: Am nächsten Wochenende findet die nächste Ausgabe der Mund-Art Literatur-Werkstatt statt; also: Termine freihalten.

Wir hören heute Mundart-Texte und hochsprachliche Texte – und sind auch da ganz in der Tradition Hebels, der ja in beiden Sprachen gedichtet hat. Es gibt eben nur ein Kriterium, um Mundartliteratur und hochsprachliche Literatur zu beurteilen: die Qualität. Gut muss es halt sein – und gut sind Adolf Vallaster, Birgit Rietzler und Astrid Marte. Nochmals herzlich willkommen!

Thomas Weiß: Oberlin, Waldersbach. Eine Begegnung, Lesung am 17. Juni 2018

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde des Hebelbundes,

ich begrüße Sie herzlich und freue mich, dass Sie trotz des deutschen Auftaktspiels bei der Fußball-WM hierhergefunden haben. Ich wünsche, dass Sie der Nationalmannschaft bei diesem Turnier noch recht oft zuschauen können. Ich begrüße unseren Gast Thomas Weiß sehr herzlich und freue mich, dass wir in unserem Veranstaltungsformat „Hebel und ...“ heute einen etwas älteren Zeitgenossen Hebels kennenlernen, der unweit vom Badischen, im elsässischen Steintal, gewirkt hat.

„Den 20. ging Lenz durch's Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen. Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Äste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber Alles so dicht, und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump. Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nicht's am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.“ (Georg Büchner, Lenz. Zitiert nach der Ausgabe von Henri Poschmann im Deutschen Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1999, Bd. 2. Online unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/lenz-422/1>; 09.06.2018)

Sicher haben Sie die Sätze erkannt: Es ist der Beginn von Georg Büchners großartiger Novelle „Lenz“ von 1835/36. Darin erzählt er vom genialischen Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz, einem Zeitgenossen Goethes. Dieser kommt nach einem Zusammenbruch ins elsässische Steintal. Dort lebt und wirkt der 1740 in Straßburg geborene Pfarrer Johann Friedrich Oberlin, zwei Jahrzehnte älter als Hebel, aufgeklärter Theologe und Pädagoge wie er, mit ihm sogar durch das gleiche Todesjahr 1826 verbunden.

Lenz fühlt sich – so erzählt Georg Büchner – zunächst bei Oberlin sehr wohl, kommt wieder zu Kräften und auch zu Sinnen, schöpft innere Ruhe „aus der Stille des Tales und der Nähe Oberlins“ (Ebd.). Nach einem erneuten Zusammenbruch aber verlässt Lenz das Waldersbacher Pfarrhaus und wird nach Straßburg gebracht. Es war „eine entsetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angst mehr, kein Verlangen; sein Dasein war ihm eine notwendige Last. – So lebte er hin.“ (Ebd.)

Büchners wegen sind uns die Personen Lenz und Oberlin bis heute vertraut. Gewiss: Jakob Michael Reinhold Lenz' Sturm-und-Drang-Dramen sind den Germanisten noch geläufig. Oberlin als „Erfinder des Kindergartens“ kennt auch das Online Wikipedia; in Waldersbach erinnert ein hervorragend konzipiertes Museum an ihn. Wie aber kann man heute an Oberlin literarisch erinnern, ohne an Büchner zu gemahnen?

Thomas Weiß hat es gewagt, der aus Rastatt stammende, heute in Baden-Baden wirkende Theologe und Pfarrer, der literarisch vor allem als Lyriker hervorgetreten ist. Derselbe Thomas Weiß übrigens, der mit Karl Josef Kuschel im letzten Jahr Hebels „Biblische Geschichten“ neu herausgegeben hat (Johann Peter Hebel, Biblische Geschichten 1. Mit einer Einführung und einem Nachwort von Karl-Josef Kuschel und Thomas Weiß, Tübingen 2017). Weiß schildert Oberlin als „fromme<n> Seelsorger – und entschiedene<n> Pfarrherr“. Er sei „aber auch engagierter Pädagoge, zupackender Sozialreformer, überzeugter Verfechter der Ideale der Französischen Revolution, linker Pietist und Spiritist. Viel bewundert und arg gescholten.“ (www.kloepfer-meyer.de/Buecher/386/Oberlin-Waldersbach.html; 09.06.2018.)

Weiß' Ansatz, von Oberlin zu erzählen, lässt sich aus dem Untertitel seines Werks erschließen: „Oberlin, Waldersbach. Eine Begegnung“ (Thomas Weiß, Oberlin, Waldersbach. Eine Begegnung, Tübingen 2016). Wenn Weiß von Oberlin erzählt, so bleibt ihm dabei stets bewusst, dass nur wenige Kilometer von Oberlins Wirkungsstätte das Konzentrationslager Struthof/Natzweiler liegt. Oberlin, bei dem Aufklärung praktisch wurde,

wird bei Weiß in Beziehung zu jenem Ort gesetzt, bei dem Gegenauflärung praktisch wurde.

Aufklärung heute bedeutet auch, eine Landschaft in ihren Tiefenschichten zu lesen. Das Elsass ist eben nicht nur der Ort des für die armen Bewohner des Steintals segensreichen Wirkens eines tatkräftigen Pfarrers. Es ist nicht nur der Ort der Schwärmereien Goethes für Friederike Brion und das Straßburger Münster – in dieser Reihenfolge wahrscheinlich. Es ist nicht nur der Ort des exilierten Georg Büchner, der, verfolgt von den hessischen reaktionären Behörden hierherkam. Nein, es ist auch der Ort eines der vielen NS-Straf- und Arbeitslager, in dem knapp die Hälfte der 50000 Insassen starb: verhungert oder an unkurierten Krankheiten krepitiert, erschossen oder zu unmenschlichen Versuchen missbraucht (Übrigens: Nur ein Demagoge oder ein Dummkopf, der die deutsche Sprache nur unzulänglich beherrscht – ich bin mir da nicht sicher –, kann diese Zeit als „Vogelschiss in über 1000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte“ bezeichnen. Vgl. <http://www.fr.de/politik/afdgauland-bezeichnet-ns-zeit-als-vogelschiss-in-der-geschichte-a-1517107>; 09.06.2018).

Oberlin habe, so Weiß, in „seinem“ Steintal „den Himmel auf Erden bauen“ wollen. In Natzweiler, gerade „ein Tal nordwärts“, hätten andere in „Hitlers Namen“, „hundert und ein paar Jahre später“, „ihre Hölle auf Erden gebaut“ (www.kloepfer-meyer.de/Buecher/386/Oberlin-Waldersbach.html; 09.06.2018). Weiß konfrontiert in seinem Oberlin-Buch die beiden Orte und Zeiten. Da sind neben den lebensnah erzählten Szenen aus Oberlins Leben die berührendsten Passagen des Buches: „Du bist verstummt, Oberlin. Dämmert’s dir jetzt? Merkst du, wie nah Himmel und Hölle beieinander liegen? Dazwischen gibt es nur einen Berg, einen Bach, nur die Entscheidung eines Menschenherzens. Erschreckend, nicht wahr?“ (Weiß 2016, S. 165)

Doch hören Sie selbst: Ich heiße Sie, lieber Thomas Weiß, nochmals herzlich willkommen.

Urs Faes: „Raunächte“, Lesung am 7. Oktober 2018

Urs Faes ist nach sechs Jahren wieder Gast des Hebelbundes. Im Februar 2012 war er in Lörrach und eröffnete die von mir kuratierte Reihe der „Literarischen Begegnungen“ mit einem Querschnitt durch sein Schaffen, in seinen eigenen Worten im Gästebuch mit „Hebel-Allusionen und Hebel-Schmunzeln – und doch auf eigenen Wegen“ (Gästebuch des Hebelbundes Lörrach e.V.; unveröffentlicht). Und heute darf ich ihn wieder begrüßen; lieber Urs Faes, herzlich willkommen!

Faes’ Werk – seit Jahrzehnten beharrlich fortgeschrieben – ist, was Stoffe und Themen anlangt, äußerst vielgestaltig und doch einheitlich. Egal, ob seine Prosa in der Schweiz, in Italien oder, wie jetzt in der neuen Erzählung, im Schwarzwald spielt, ob in der Gegenwart oder in der Vergangenheit: Immer geht es um die Liebe, ihr Gelingen, mehr noch ihr Misslingen. Oder auch ihr Gelingen im Misslingen.

Und immer ist sein Schreiben Erinnerungsarbeit. Oder wie er selbst es formuliert: „Jedes Erinnern ist ein später Erzähltes.“ (Widmung für V.H.; unveröffentlicht) Welche Rolle spielt Erinnerung beim Erzählen? Wie verändert erzähltes Erinnern die Vergangenheit? Und letztlich: Kann es überhaupt Erinnern ohne dessen sprachlichen Niederschlag im Erzählen geben? In Faes’ 2012 erschienener Erzählung „Paris. Eine Liebe“ heißt es etwa: „... da leben wir über die Jahre mit den Erinnerungen, und auch wenn sie wie hinter trübem Glas verwischt sind, zwingen sie uns Bilder auf, die so wohl gar nicht Wirklichkeit gewesen sind. ... Sie tauchen immer wieder auf, geben einem das Gefühl, hinter ihnen sei etwas verborgen, ein Geheimnis, eine Wahrheit, die man ergründen muß, weil ohne sie etwas fehlt.“ (Urs Faes, Paris. Eine Liebe, Berlin: Insel 2012, S. 56)

2012 habe ich, um die Art seines Erzählens zu charakterisieren, von einem „typischen Urs-Faes-Sound“ gesprochen (Jahresschrift des Hebelbundes Lörrach 57 (2012), S. 50). Ich finde ihn überall wieder, diesen

Sound, diesen Ton: ein vorsichtiges, zurückhaltendes Erzählen, das sich weder den erzählten Figuren noch den Lesern aufdrängt. Ein Erzählen, das häufig mehr andeutet als ausspricht. Ein atmosphärisch dichtes Erzählen, das oft der Schilderung von Räumen, der Verfolgung des Lichts den Blick ins Innere der Figuren anvertraut. „Behutsam und zart, zugleich strichsicher und ohne ein Wort zu viel“ schreibe Faes, so der Schweizer Literaturkritiker Hans Ulrich Probst. Auf diese Weise gelinge ihm, „das scheinbar banale Geschehen auf einer existentiellen Ebene zu verhandeln“ (<https://www.srf.ch/kultur/literatur/paris-eine-liebe-literarisches-kleinod-von-urs-faes>; 06.10.2018).

„Paris. Eine Liebe“ ist in der Insel-Bücherei verlegt, jener ehrwürdigen Reihe, in der auch – natürlich, möchte man sagen, - seit Jahrzehnten Johann Peter Hebels Gedichte und Erzählungen erscheinen. Der Text wird von Zeichnungen Nanne Meyers begleitet, einer Schülerin von Dieter Roth und Gerhard Rühm. Auch der erst vor wenigen Tagen veröffentlichten Erzählung „Raunächte“ wurden Zeichnungen von Nanne Meyer beigegeben. Was die Berliner Künstlerin von ihrer Kunst sagt, könnte auch für Urs Faes gelten: „Dabei ist wesentlich, dass man es beim Zeichnen immer mit mindestens drei Realitäten zu tun hat, die ganz unterschiedlichen Bedingungen unterliegen: der Realität der sichtbaren Welt, der im Kopf und der auf dem Papier.“ (https://rheinsprung11.unibas.ch/fileadmin/documents/Edition_PDF/Ausgabe03/Dialog.pdf; 06.10.2018)

„Raunächte“ also, die neue Erzählung von Urs Faes. Der Autor selbst schreibt zu seinem Werk: „Faes schreibt zu seinem neuen Werk: „Die Raunächte – die zwölf Tage zwischen Weihnacht und Dreikönig, diese Zeit zwischen den Jahren – galten in heidnischer Zeit als Phase der Unordnung, der Gefährdung, als eine Zeit, in der die Geister sich regen, gegen die man vorging, mit Stoffsäckchen auf dem Balkon und Ähnlichem, aber auch mit diesen lauten, im Schwarzwald immer noch verbreiteten Perchtenzügen, die Geister vertreiben und die Ordnung wieder herstellen sollen. Mein Text stellt auch Bezüge zu Schwarzwaldsagen und -stoffen (etwa Vogt auf Mühlstein) her, habe auch wie-

der viel Hebel gelesen.“ (Mail des Autors an V.H. vom 30.12.2017, unveröffentlicht) Die Erzählung handelt von Lutz Göppert, der nach Jahrzehnten im Ausland gerade in den Raunächten in den Schwarzwald zurückkehrt, wo er einst aufwuchs. Er will seinem Bruder Jochen wieder begegnen, mit dem er zerstritten ist. Ob eine Versöhnung möglich ist?

Doch was noch weiter reden? Hören wir lieber Urs Faes selbst. Nochmals: herzlich willkommen.



Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen Zeitung

Spoken Word aus der Schweiz: Hans Jürg Zingg, Lesung am 25. November 2018

Sehr geehrte Damen und Herren,

ein Spoken Word-Vertreter aus der Schweiz, gar der älteste dort, wie es heißt? Ein „Wörtersack“-Erfinder? Was erwartet uns da? Solche Fragen mögen Sie, die Sie nicht regelmäßig in der Slam-Szene unterwegs sind, sich gestellt haben, als Sie die Einladung angenommen haben.

Der Hebelbund Lörrach lädt mich ein? Was habe ich denn mit Johann Peter Hebel, dem Dichter, Theologen und Pädagogen der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zu tun? Was verbindet mich mit ihm? Was mögen die Lörracher Hebelianer von mir erwarten? Solche Fragen mag sich Hans Jürg Zingg gestellt haben, als er vor Monaten die Einladung für heute Nachmittag angenommen hat.

Ich als der, der die Einladung an Sie, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, und an dich, lieber Hans Jürg, ausgesprochen habe, möchte kurz Antwort geben.

Erstens zu den Begriffen „Spoken word“ und „Slam poetry“, die nicht jedem klassischen Hebel-Liebhaber vertraut sein müssen. Spoken word ist, was es heißt: Gesprochenes Wort. Dass Texte gelesen werden, still gelesen werden, dass einer vorliest und die anderen still zuhören, ist ja eine recht neue Angelegenheit. Ursprünglich lebte alle Literatur – die eigentlich so nicht heißen dürfte, weil die „litterae“/„die Buchstaben“ ja nicht vorhanden waren – lebte also alle Literatur vom Vortragen und vom Hören, nicht vom Lesen: Spoken word, gesprochenes Wort.

Denken Sie an die Beschwörung der Götter, die von den Priestern der Antike vorgetragen wurden, meist in gebundener Sprache, denn diese – das kennen wir schon von Kinderversen, – verleihen dem Gesagten

Nachdruck: „Heile, heile, Segen // drei Tag Regen ...“. „Muttersprache der Götter“ nennt der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer dies in seinem wunderbaren Buch „Geistersprache. Zweck und Mittel der Lyrik“ (München 2012). Denken Sie an die Symposien der alten Griechen: Da saß oder lag man zusammen, aß und trank – manchmal auch: fraß und soff –, erzählte sich Geschichten und trug Lieder vor. Tausende von Versen umfassten die Geschichten, die Homer beispielsweise vorgetragen haben soll. Die gebundene Sprache half den Rhapsoden, also den Erzählern, beim Memorieren. Manchmal auch gab es einen regelrechten „Sängerkrieg“, einen Wettstreit, wer denn die beste Geschichte am besten zum Besten gebe. Und damit ist auch schon das antike Vorbild der „Slam poetry“ benannt. Denn nichts anderes ist dies: ein Wettstreit, bei dem das Publikum entscheidet, wer den besten Text am besten vorgetragen hat.

Zweitens ist zu klären, was Hans Jürg Zingg mit Johann Peter Hebel zu tun hat. Zunächst und ganz äußerlich: Beide waren begeisterte und wohl auch begeisternde Lehrer. Hebel als Anhänger der Aufklärung, als Vertreter einer nicht mehr Schwarzen Pädagogik, die nur mit Schlägen und Strafen arbeitete, nur das Schlechte in den Kindern sah, das man ihnen ausbleuen müsse, sondern die auch das Gute wahrnahm, das man zu fördern habe. Wer Hans Jürg Zingg kennt, schätzt ihn als einen Lehrer ein, der stets – bei aller Geradlinigkeit, die einen guten Pädagogen auszeichnet – auch einmal Fünfe grad sein ließ, weil doch Entwicklung des jungen Menschen im Großen und Ganzen die rechte Bahn hielt.

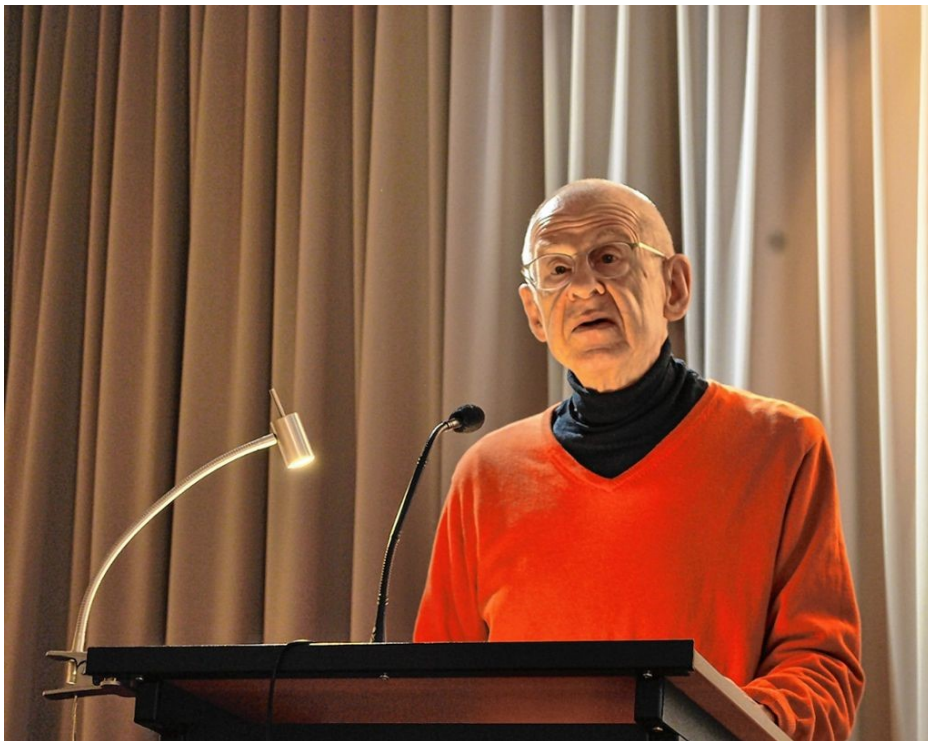
Dass Hans Jürg Zingg wie Hebel dem Lehrer-Dasein auch lustige, humorvolle, satirische Seiten abgewann, wird keinen Lehrer verwundern. So lässt sich dieser Beruf am souveränsten bewältigen. In manchen Situationen hilft nur Lachen. Dies gilt übrigens nicht nur für die Vertreter des „Rotstift-Milieus“ ... Und dass, wer lacht, immer auch ein besseres Bild vor Augen hat, auch das bringt Zingg und Hebel zusammen: pathetisch gesprochen, eine bessere Welt vor Augen hat.

Mit einem kurzen Text von Johann Peter Hebel heiße ich Sie alle und dich, lieber Hans Jürg, nochmals herzlich willkommen:

Die Ohrfeige

Ein Büblein klagte seiner Mutter: „Der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.“ Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lügst du wieder? Willst du noch eine?“

(Johann Peter Hebel, Aus dem Rheinländischen Hausfreund 1819, zitiert nach: <http://hausen.pcom.de/jphebel/geschichten/ohrfeige.htm>; 20.11.2018)



Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen Zeitung

„Mit Hebel unterwegs...“ in Hauingen am 24. September 2017 (Dr. h.c. Helen Liebendörfer)

Der Besuch in der Kirche in Hauingen, wo sich Johann Peter Hebels Eltern im Jahr 1759 das Ja-Wort gaben, stieß bei vielen Mitgliedern auf Interesse. Präsidiumsmitglied Pfarrer i.R. Axel Huettner berichtete in der Kirche über „Die Wurzeln J. P. Hebels im Markgräflerland unter besonderer Berücksichtigung der Trauung seiner Eltern in Hauingen“ und ging dabei auf die Frage ein, weshalb die Eltern ausgerechnet in Hauingen heirateten.

Beim anschließenden Kaffee und Kuchen sowie einem Gläschen Wein wurden weitere Gedichte und Kalendergeschichten von Hebel gelesen, die sich alle um die Liebe und das Heiraten drehten.

„Mit Hebel unterwegs...“ im Röttler Schloss am 23. September 2018 (Dr. h.c. Helen Liebendörfer)

Eine große Schar von Mitgliedern pilgerte an diesem Sonntag zum Röttler Schloss, um Hebels berühmtes Gedicht „Die Vergänglichkeit“ zu hören: „Fast allmol, Ätti, wenn mer's Röttler Schloß / so vor den Auge stoht, se denk i dra, / öb's üsem Huus echt au emol so goht...“.

Vor der Kulisse des Schlosses wirkte das Gedicht besonders eindrucksvoll, mit verteilten Rollen gelesen von den beiden Präsidiumsmitgliedern Inge Hemberger und Helen Liebendörfer.

Anschließend begaben sich alle ins Café Burgfräulein und freuten sich bei Kaffee, Kuchen und Wein über weitere Kalendergeschichten und Gedichte von Johann Peter Hebel.

Hebels Schweizerreise, Ausstellung im Dreiländermuseum, Grußwort zur Eröffnung am 25. April 2018: Volker Habermaier

Johann Peter Hebels Bericht über seine Schweizerreise von 1805 gehört zu den bekannten unbekannten Texten des Dichters. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erstmals auszugsweise veröffentlicht, als Ganzes dann 1991 von Gerhard Moehring im Lörracher Jahrbuch vorgestellt (Johann Peter Hebels Reise in die Schweiz, hg. von Gerhard Moehring, in: Unser Lörrach 22, 1991, S. 25-54.), tritt er nun mit Kommentaren von Dr. Franz Littmann, dem hervorragenden Hebel-Kenner und Hebel dankträger von 2013, erneut an die Öffentlichkeit.

Vergleicht man den Text mit anderen Reiseberichten aus dieser Zeit – Goethes „Italienischer Reise“ etwa (Auf Tagebucheinträgen von 1786-88 basierend, 1813-16 bearbeitet und 1816 veröffentlicht) oder Seumes „Spaziergang nach Syrakus“ (Während und nach einer Italienreise 1801/02 entstanden und 1802 veröffentlicht) –, so könnte man enttäuscht sein: keine literarisch gestalteten Tagebucheinträge, keine subjektive Erzählung, sondern meist nüchterne Aufzeichnungen über Orte und Landschaften, die er als Begleiter der jungen Freiherren von Mentzingen besuchte, und Menschen, denen er begegnete.

Liest man dagegen die Kommentare Dr. Franz Littmanns, wird schnell klar, dass Hebels Reisetagebuch in einer anderen Tradition steht: der der aufgeklärten Bildungsreise, worüber etwa sein Lehrer am Gymnasium illustre Heinrich Sander geschrieben hat (Heinrich Sander, Beschreibung seiner Reisen durch Frankreich, die Niederlande, Holland, Deutschland und Italien, 2 Teile, Leipzig 1783/84). Reisen war für die Aufklärer eine Möglichkeit, „dem traditionell vorgegebenen Erfahrungsraum zu entgehen und den Erwartungshorizont zu erweitern“ (Christina Seidl, Reisebericht, online unter: <https://www.historicum.net/medien-und-kommunikation/themen/artikel/reisebericht> (26.12.2017)).

Die Schweiz, in die Hebel reiste, war die 1803 aus der Helvetischen Republik (1798-1803) hervorgegangene „Schweizerische Eidgenossenschaft“. Neben dem Interesse für Land und Leute und die ältere Ge-

schichte stehen die neueren politischen und sozialen Entwicklungen des Landes. Für Hebel ist die Schweiz „ein Seminarium für eine bessere Zeit der Nationen“ (http://hausen.pcom.de/jphebel/sonstige_prosa/beh%C3%A4ltnis_f%C3%BCchtige_gedanken_33b.htm; 26.12.2017). Wer Hebels Reisenotizen so liest, der gewinnt einen neuen und vertieften Einblick in das Denken des Autors.

Dafür danke ich als Präsident des Hebelbundes Lörrach e.V. Dr. Franz Littmann, dem Dreiländermuseum Lörrach und seinem Leiter Markus Moehring sowie allen Unterstützern des Projekts. Ich wünsche Ausstellung und Publikation großen Erfolg.



Eine illustre Runde präsentierte den neuesten Band der Lörracher Hefte über die „Schweizerreise“ von Johann Peter Hebel (v.l.): der Autor der Publikation, Franz Littmann, Hebelbund-Präsident Volker Habermaier, Museumsleiter Markus Moehring, Oberbürgermeister Jörg Lutz und der Schweizer Generalkonsul Ernst Steinmann.

Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen Zeitung

Prof. Dr. Hans G. Nutzinger: Die unfreundliche Seite des „Rheinländischen Hausfreunds“. Überlegungen zu Johann Peter Hebel

Prof. Dr. Hans G. Nutzinger - schon durch seinen Vater Richard Nutzinger, den Gründungspräsidenten des Hebelbundes Lörrach, unserer Gesellschaft vielfach verbunden - hat uns einen Aufsatz überlassen, der geeignet ist, auch einmal einen anderen Blick auf Johann Peter Hebel zu werfen. Wir danken dem Autor für diese freundliche Geste.

1. Zur Einführung

Johann Peter Hebel (1760-1826), evangelischer Theologe im Großherzogtum Baden, wird als „Kalendermacher“ des „Badischen Landkalenders“ (1803-1807) und vor allem dessen Nachfolgers, des „Rheinländischen Hausfreunds“ (1808-1819), weithin als seiner „geneigten“ Leserschaft zugetaner und sie erbauender und belehrender Volksschriftsteller betrachtet, der in anscheinend einfacher Sprache auch kompliziertere Sachverhalte unterhaltsam darzustellen weiß. Hebel bezeichnet sich dabei selbst seit 1808 als „Hausfreund“ und hat seine Kalenderkonzeption bekanntlich in einem „Unabgeforderten Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung des Kalenders“ (1807) dargelegt, was alsbald zu seiner Beauftragung als Redakteur des Kalenders an diesen „Hausfreund“ führte, ein Amt, das er mit einer Unterbrechung in den Jahren 1816-1818 neben vielen anderen Dienstpflichten ausübte. Schon im Jahre 1811 publizierte er eine große Auswahl der bis dahin erschienenen Kalendergeschichten als „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds“, das dann bald in ganz unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und weit über Baden hinaus Anklang fand und Hebels literarischen Ruhm auch außerhalb Deutschlands begründete. Man findet hier und in den Jahrgängen 1812-1819 des „Rheinländischen Hausfreunds“, für die ein geplantes

zweites „Schatzkästlein“ dann doch nicht zustande kam, ein breites Angebot von auch heute noch beliebten journalistischen Themen, vor allem diverse Rechtsfälle, wie Morde, Gerichtsverhandlungen, Hinrichtungen und Ehestreitigkeiten, oft als Schelmenstücke und Gänovengeschichten präsentiert und durchsetzt mit zeitgeschichtlichen Vorkommnissen und Reflexionen, das Meiste mit einem gehörigen Schuss Witz und Ironie gewürzt. Alles in allem sind es knapp 300 Kalendergeschichten (vgl. Eiden, 2008, 17). Auffällig erscheint dabei Hebels Sympathie für die in der Gesellschaft Zukurzgekommenen, die sich oftmals an ihrem Rande mehr schlecht als recht durchs Leben schlagen (müssen), aber daraus kein Anrecht auf gesetzwidriges Handeln ziehen dürfen. Hebel selbst, hoher Kirchenmann und späterer Prälat der Vereinigten evangelisch-protestantischen Landeskirche in Baden, bekennt gegenüber ihm Nahestehenden, dass ihm selbst Neigungen zum Diebischen nicht fremd waren (vgl. Eiden 2008, Kap. 5.II). In diesem Zusammenhang wird auch Hebels Sympathie für die zu seiner Zeit um gesellschaftliche Anerkennung und Gleichstellung ringenden Juden erkennbar.

Diese Zuneigung ist allerdings vor nicht allzu langer Zeit unter Hinweis auf makabre und sadistisch wirkende oder in anderer Hinsicht „judenfeindlich“ erscheinende Textstellen in einigen Erzählungen in Frage gestellt worden (Maaß 2010).¹ Dem geneigten Leser fallen dann tatsächlich einige wenige Kalendergeschichten ein, in denen Hebel die gewohnte Empathie für seine realen oder erfundenen Akteure abhanden gekommen zu scheitern scheint. In solchen Passagen erleben wir Hebel als einen „unfreundlichen Hausfreund“ (vgl. Eiden 2008, 183), als wenig einfühlsam und erhellend, dafür allzu vordergründig belehrend. Unter Hebels rund 300 Erzählungen sind es aber nur eine Handvoll Geschichten, die nicht alle „geneigten“ Leser mit innerer Zustimmung zur Kenntnis nehmen können, und zwar aus dem Gefühl heraus, vom „Hausfreund“ hier einmal nicht wirklich weitergeführt zu werden. Aus unterschiedlichen, nicht immer offenkundigen Gründen werden dabei die Akteure einzelner Erzählungen kaum mit Empathie bedacht, dafür eher mit Spott

und Häme überzogen. In einigen wenigen Fällen überzeugt Hebels Art der Präsentation jedenfalls nicht auf den ersten Blick, ganz selten erscheint sie gänzlich uneinsichtig. Schauen wir uns nun einige Beispiele näher an.

2. Beispiele

2.1. Andreas Hofer

Der letzte Beitrag Hebels zum „Calender auf das Jahr 1811“ trägt den Titel „Andreas Hofer“ und schildert als quasi noch aktuelles Ereignis den „Sandwirth im Passeyer und Viehhändler“ als „Commandanten (...) von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol“, der beim Tiroler Aufstand von 1809 „in dem großen Fürstlichen Residenzschloß zu Innsbruck“ Quartier nahm. „In Inspruck ließ er sich gut auftragen. Selber essen macht fett. Er sagte: ich bin lang genug Wirth gewesen. Jetzt will ich auch einmal Gast seyn“ (Hebel II, 288). Er war zwar „kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er konnte (...) Aber größer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte“ (Hebel II, 290).

Mit „Treulosigkeit“ sind tatsächliche oder vermeintliche Vertragsbrüche des Anführers im Tiroler Aufstand von 1809 gemeint, der im Andreas-Hofer-Lied von 1831 dann gerade umgekehrt als „treu“ gerühmt wird. Dass Hofers Handeln aber gerade aus ausgeprägter, ja übersteigter Treue zum österreichischen Kaiser Franz I. und besonders zu Erzherzog Johann entsprungen war und dass man auch von einer Treulosigkeit von Franz I. gegenüber Andreas Hofer sprechen könnte, das lässt Hebel ganz unberücksichtigt. Immerhin sagte der Kaiser Hofer eine Woche nach der siegreichen Schlacht von Aspern im „Wolkersdorfer Handbillet“ vom 29. Mai 1809 persönlich und schriftlich zu, er werde keinem Friedensschluss zuzustimmen, der die Abtrennung Tirols von Österreich vorsehe, stimmte dann aber im Waffen-

stillstand von Znaim am 12. Juli 1809 der Räumung Tirols von österreichischen Soldaten und der Besetzung durch französische Truppen zu; schließlich verzichtete er im Frieden von Schönbrunn am 14. Oktober definitiv auf Tirol. Unerwähnt bleibt auch, dass Andreas Hofer am 4. Oktober 1809 – also 10 Tage vor dem Friedensschluss von Schönbrunn und 12 Tage vor dem Einmarsch der französischen Soldaten – nach dem Gottesdienst in der Innsbrucker Hofkirche eine offizielle Ehrenmedaille des Kaisers nebst einer Geldzuweisung erhielt, die Hofer nicht als Belohnung für seinen vorherigen, nunmehr aber abgeschlossenen Einsatz verstand, sondern als versteckte Ermutigung aus Wien, den Kampf fortzusetzen. Hofer war also nicht nur Täter, wie ihn Hebel darstellt, sondern auch Opfer.

Gewiss, Metternich hatte für die Tiroler Aufständischen Straffreiheit ausgehandelt, wenn sie die Waffen jetzt niederlegten (was Hofer versprach, aber nicht tat, wie Hebel betont), jedoch waren die Signale aus Wien nicht eindeutig genug und für die Aufständischen missverständlich. Eine unzweideutige Aufforderung von Kaiser Franz I. oder von Erzherzog Johann aus Wien hätte Hofer vielleicht noch umgestimmt. Diese unklare Situation konnte Hebel nicht gänzlich unbekannt sein, aber er überschüttet Hofer und die weiterkämpfenden Aufständischen trotzdem mit dem hämischen Kommentar: „...da dachten sie zuletzt, es sey doch besser bayerisch sein als sie im Anfang gemeynt hatten, und unterwarfen sich wieder. Unversucht schmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder erhenkt sein; zum Beyspiel der Andreas Hofer“ (Hebel II, 288). Die Exekution im Februar 1810 in Mantua erfolgte auf ausdrücklichen Befehl Napoleons.

Hofer wird von Hebel als einer geschildert, der seinen bescheidenen Platz in der gesellschaftlichen und politischen Ordnung nicht zu finden vermag und am Ende seine hochverdiente Strafe erhält.² Dass diese Ordnung selbst aus den Fugen geraten war und durch den von Hebel verehrten Napoleon nicht immer mit „ordentlichen“, nämlich fried-

lichen Mitteln seinerseits in Frage gestellt wurde, wodurch die betroffenen Menschen in Loyalitätskonflikte geraten konnten, für die sie in keiner Weise vorbereitet waren, das stellt er nicht in Rechnung; vielmehr präsentiert er Hofer nur als einen individuell Verblendeten, einen kleinen Mann mit Großmannssucht, der folglich kein Mitleid verdiente. Seine altertümlich wirkende Treue zur Heimat, oder das, was Hofer dafür hielt, findet mit keinem Wort Erwähnung. Dass Hebel sich nicht an der bald einsetzenden Idealisierung Hofers zum Volks-, ja Nationalhelden beteiligen wollte, lässt sich gut nachvollziehen, dass aber der Rheinländische Hausfreund den Tiroler Gastwirt und Viehhändler Hofer so wenig einfühlsam – eben ausgesprochen unfreundlich – behandelt, sozusagen aus der Perspektive eines höheren Beamten im Dienste eines Rheinbundfürsten unter dem Protektorat Napoleons, das empfindet der in diesem Falle weniger geneigte Leser eben doch als nicht so ganz gerecht.

2.2 Johann Peter Hebel und die Juden in seinen Schriften

In der literarischen und literaturgeschichtlichen Diskussion (siehe etwa Wunderlich (2013), Steiger (1998)) wird immer wieder hervorgehoben, dass Johann Peter Hebel, anders als manche seiner Zeitgenossen, eine ausgesprochen positive Einstellung zu den Juden seiner Zeit hat, die er immer noch als Angehörige des biblischen Gottesvolkes betrachtet, auch „die abgeraspelten und ausgeschiedenen Schlacken des Volks Gottes, wie sie mir im 49. Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen“ (Hebel III, 605). Zusammenfassend folgert Steiger (1998, 88): „Hebels Sichtweise der Juden ist voreingenommen und unvoreingenommen zugleich: Voreingenommen ist Hebel, weil er in den Juden (...) immer das von Gott erwählte Volk sieht, unvoreingenommen, weil Hebel dies nicht davon abhält, sondern dazu befreit, moralischen Mangel im Verhalten der Juden auch zu benennen.“ Dieses Urteil erscheint mir im Wesentlichen zutreffend, aber erst, wenn man einige mehr oder minder problematische Erzählungen Hebels etwas näher in den Blick genommen hat.

Die problematischste und zugleich unproblematischste Geschichte in diesem Kontext trägt den Titel „Gut bezahltes Divisions-Exempel“ und wird von Steiger (1998, 87f.) selbst angegeben (sie findet sich nicht in der kritischen Werkausgabe von Adrian Braunbehrens u.a., Karlsruhe 1990ff.). Kurz gesagt, geht es um vier jüdische Brüder, die im Gefolge eines französischen Heeres „wie Ährenleser den Garbenbindern“ folgen und dabei achtzig Napoleondor erbeuten. Sie werden von der Militärpolizei „gefasst, und vor den Commandanten geführt (...) Als er aber ein kurzes Kriegs- und Judengericht mit ihnen gehalten hatte: ‚Achtzig Napoleons, achtzig Stockprügel‘“ und alles Flehen der ertappten Sünder nichts nützt, kommt der jüngste der vier Brüder, der Löbele, auf den Gedanken, ihren Vater als Anstifter der Tat anzugeben, damit sie sich mit ihm in die achtzig Hiebe teilen können. Der „Commandant“ jedoch wendet das Argument gegen den Juden, indem er schlussfolgert: „Gut hat der Ätte auch Antheil, soll er zwanzig bekommen. Wenn er nur schon da wäre! Nicht wahr, Löbele, du bist schon so gut, und stehst für den Ätte ein, und übernimmst seine zwanzig auch?“ Da half kein Bitten und kein Betten. Jeder von den drei ersten bekam seine zwanzig, und der Löbele bekam ebenfalls zwanzig für sich, und zwanzig für den Ätte. Summa: Vierzig. Der geneigte Leser ratificirt's.“

Diese problematische „Geschichte ist nicht nur für antijudaistische Interpretationen offen“ (Steiger, 90), sondern könnte sie sogar befördern, sie ist aber zugleich auch am wenigsten problematisch, weil Hebel die Erzählung vermutlich aus diesen Gründen dann auch nicht, wie ursprünglich vorgesehen, in den „Kalender auf das Jahr 1819“ aufgenommen hat. Dieser Kalender enthält übrigens überhaupt keine Judengeschichten, vielleicht, wie Steiger (1998, 90f.) anmerkt, weil im Vorfeld der Hepp-Hepp-Pogrome des Jahres 1819 schon in den Vorjahren ein ausgeprägt judenfeindliches Klima herrschte, das man nicht weiter befeuern wollte. Jedenfalls ist dieser Text kein zwingender Beleg für eine allfällige Judenfeindlichkeit Hebels.

Nicht ganz unproblematisch erscheinen aber drei weitere Geschichten, in denen Habgier als Quelle verwerflichen und höchst riskanten Verhaltens erscheint und Juden die Hauptrolle spielen. Es ist zum einen „Der gläserne Jude“ aus dem „Kalender auf das Jahr 1814“ (Hebel III, 434f.), zum andern „Schlechter Gewinn“ aus dem „Calender auf das Schaltjahr 1808“ (Hebel II, 83f.) und zum dritten „Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist“, ebenfalls im „Kalender auf das Jahr 1814“ (Hebel III, 416-418).

In der ersten Geschichte wird ein polnischer Jude, der einen Husaren um vier Taler betrogen hat, von diesem bis in das Haus seines Schwagers verfolgt; der versteckt ihn hurtig in einem Korn sack. Der Husar findet den Sack, fragt den Schwager, was darin sei, und erhält die Antwort: „Glas“.

Darauf schlägt der Husar mit dem Rücken und der flachen Seite seines Säbels auf den Sack ein und trifft damit den darin steckenden Juden: „So viel Hiebe, so viel Schwielen.“ Der Jude aber „machte mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jude inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: ‚Gottes Wunder‘, sagte er, mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.“ Zwar tritt in Verlauf dieser Geschichte der ursprüngliche Zorn des Husaren zurück, aber der betrügerische Jude wird hier lächerlich gemacht und körperlich gestraft. Diese Erzählung, obwohl nicht ausdrücklich antisemitisch, ist geeignet, jüdenfeindliche Vorurteile von bestrafte Geldgier zu bestärken.

Auch in „Schlechter Gewinn“ geht es um bestrafte Geldgier eines Juden, der zu seinem riskanten Fehlverhalten allerdings durch einen großmäuligen „jungen Kerl“ verleitet wird. Dieser behauptet, daß er

eine „**Stecknadel** der Länge nach spalten könne“ und wettet gegen den Juden „einen Siebzehner“, dass er ihm „in freyer Luft das Schwarze vom Nagel weg[hauen könne] auf ein Haar und ohne Blut“. Die Wette misslingt: „Der junge Kerl zog sein sein Messer und hieb (...) dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weisse vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein vom **Finger** weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und sagte: *Au weih, ich habs gewonnen!*“ (Hebel II, 83). Der „Hausfreund“ schließt mit der Aufforderung: „An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist“ und erinnert dabei an schmerzliche Erfahrungen von Prozesskrämern vor Gericht und an verlustreiche Pyrrhus-Siege auf dem Schlachtfeld. Auch wenn sich Hebels Warnungen an alle richten, kann die Geschichte doch den Eindruck erwecken, als seien die Juden ihrer besonders bedürftig.

Ähnlich problematisch kann man die laut Hebel schriftlich belegte „wahrhafte Geschichte“ vom Rosskauf gegen Prügel sehen. In einem Wirtshaus in Salzwedel oder „anderswo“ beobachtete ein Hebräer, wie ein Rittmeister vom Pferd abstieg, und sagte zu diesem, „daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden darauf hergeritten sind.“ Dieser Fuchs wäre ihm „hundert Stockprügel“ wert (Hebel III, 416f.). Der Kavallerie-Offizier scheint auf diese zunächst wohl nur spaßhaft gemeinte Bemerkung ernsthaft einzugehen, und es entsteht eine Art Verkaufsgespräch über die Anzahl der für das Pferd einzusteckenden Hiebe, das schließlich bei einem „Preis“ von fünf Stockschlägen endet.

Der Hebräer, verdutzt über dieses vermeintlich „günstige“ Angebot, lässt sich den „Preis“ in einer Urkunde notariell bestätigen, die ihm das Eigentum an dem Pferd zuspricht, „[w]enn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ausgehalten, und empfangen hat“. Der Rittmeister zieht ihm aber nur vier Schläge über und behält das Pferd für sich, da er noch keine fünf

Prügel verabreicht und auch gar nicht vorhat, den fünften Hieb auszu- teilen. „Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstüt- zen mußte“ (Hebel III, 418). Der geprellte Hebräer bittet nun förmlich um den letzten Stockschlag und bemüht sogar den Notar, der ihm aber auch nicht helfen kann (oder will), weil in der beurkundeten „Verschreibung“ nichts davon steht, dass „der Herr Baron“ den fünf- ten Hieb auch tatsächlich verabreichen muss.

Das ist natürlich arglistig, und „[d]er Hausfreund wollt diesen Muthwillen nicht loben, wenn der Hebräer sich nicht angeboten hät- te“ (Hebel III, 418). Für den geprellten Juden zeigt Hebel indes wenig Empa- thie bis hin zu seinem „Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergiebt, um Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie, um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.“ Diese apodiktische Konklusion kontrastiert deutlich mit anderen Passagen Hebels, in denen er die schlechte Behandlung der Juden als „unrecht“ beklagt.

2.3 Eine judenfeindliche Generaltendenz?

Hebel verzichtet in den meisten Kalendergeschichten auf den wohl- feilen Beifall seiner geneigten Leser durch billige Judenwitze. Im Ge- genteil, er hält öfters den Nichtjuden Witz und Weisheit der Juden als vorbildlich oder zumindest bedenkenswert vor Augen. Das bekanntes- te und wohl schönste Beispiel dafür ist „Glimpf geht über Schimpf“ (Hebel II, 372f.), wo „ein Hebräer aus dem Sundgau“ die ihm nach- gerufenen judenfeindlichen Schimpfworte der Dorfkinder durch wie- derholtes Austeilen von frisch geprägten „Baselrappen“ an die klei- nen Schreier schließlich zum Verstummen bringt: „...und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fingen fast an den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: ‚Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel.‘ Da wurden sie ganz betrübt,

so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: ‚Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr *Judenmausche*.‘ Der Hebräer sagte: ‚Ich muß mirs gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.‘ Also gab er ihnen von Stund an keine Rappen mehr und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.“ Diese Geschichte spricht für sich, für Hebel und für den Juden.

Besonders vorbildlich erscheint Hebel der Philosoph der jüdischen Aufklärung im 18. Jahrhundert, Moses Mendelssohn (bei Hebel (II, 151) „Mendelson“ geschrieben). Er war „jüdischer Religion, und Handlungsbedienter bey einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabey war er aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Män- nern hochgeachtet und geliebt“, und zwar obgleich er Jude war, was Hebel ausdrücklich lobt. Für „die Zufriedenheit mit seinem Schicksal gab er [unter anderem] folgenden Beweis“: Ein Freund spricht ihn da- rauf an, es sei doch schade und „unverantwortlich, daß ein so verständ- iger Kopf wie ihr seyd, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Wasser nicht bieten kann.“ Ein anderer hätte daraufhin, so Hebel, „seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle“. Aber Mendelssohn gibt zur Antwort: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.“ Lebensklugheit und Weis- heit vereinen sich bei Mendelssohn also in ungewöhnlich vorbildhafter Weise.

Dass der Hausfreund aber nicht nur einzelnen „Ausnahmejuden“ be- sondere Weisheit und Klugheit zubilligt, sondern diese auch auf kol- lektive Institutionen erstreckt, zeigt „Der große Sanhedrin zu Pa- ris“ (Hebel II, 94-98). Hier bekennt sich Hebel ausdrücklich zu der von „dem großen Kaiser Napoleon“ initiierten Emanzipation der Juden. Ihre be- stehende Lage der Zerstreung und Ausgrenzung und die damit ver-

bundene Verachtung, Misshandlung und Verfolgung, sei „Gott bekannt und leid“. Man sollte sie also nicht „alle aus dem Land jagen“, wozu der „Unverstand“ rät, sondern dem „Verstand“ folgen und „arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsbald behalten“ (Hebel II, 95). Napoleon lässt nun im Jahr 1806 „an die ganze Judenschaft in Frankreich [schreiben], daß sie ihm schicken sollte aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiserthums“. Was beabsichtigt wohl der Kaiser damit, wird verwundert gefragt. Will er etwa die Juden wieder in ihre alte Heimat Palästina zurückschicken?

Napoleon ließ indessen den jüdischen Abgesandten „gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sey die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Dableiben. (...) Denn alle diese Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worinn er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland, und die anderen desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten“ (Hebel II, 95f.). Dass hiermit schwierige Fragen nach dem richtigen Spagat zwischen Assimilation und Bewahrung jüdischer Identität aufgeworfen wurden, entgeht dem Hausfreund nicht: „Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: J a , und war nicht gut sagen: N e i n .“

Die jüdischen Abgeordneten sagten indessen, „daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und sie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers“. Hebel, der als neologisch geschulter Theologe mit übernatürlichen Wundern Schwierigkeiten hätte, spricht von einem „unerhörten Wunder unsrer Zeit“, einem Wunder aus gemeinsamer Einsicht, das der Hausfreund gelten lassen kann. Die Abgeordneten konstituierten aus ihrer Mitte einen „großen Sanhedrin“, einen „hohen Rath“, eingedenk des frühe-

ren hohen Rats in Jerusalem, bestehend aus 71 Ratsherren, „die wurden für die verständigsten und weisesten Männer gehalten ein[es] ganze[n] Volk[s], und wie diese das Gesez erklärten, so war es recht und mußte gelten in ganz Israel“ (Hebel II, 96). Der große Sanhedrin zu Paris legte nun den Inhalt der für die Juden verbindlichen Gesetze in neun Artikeln fest, die unter anderem Ehen zwischen Christen und Juden erlaubten, „Israeliten“ zum militärischen Dienst für das Vaterland verpflichteten und von der Einhaltung jüdischer „Ceremonien“ im Kriegs-falle freistellten; schließlich befiehlt der Sanhedrin allen Israeliten, „der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, sie zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe [also Immobilien] anzukaufen, und allen Beschäftigungen zu entsagen, wodurch sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden“ (Hebel II, 97). Dass diese Weisheit des Sanhedrins weitgehend den Erwartungen Napoleons entsprach, kann man schwerlich dem „Hausfreund“ anlasten, auch wenn man den gefundenen Kompromiss nicht unbedingt als Wunder betrachtet, sondern eher als kluge Einsicht der Beteiligten in die realpolitischen Machtverhältnisse deutet. Auffällig ist jedenfalls Hebels Bewunderung für den großen Sanhedrin und den „großen Napoleon“.

Zwei weitere, vielleicht etwas weniger offenkundige Beispiele für Hebels Philosemitismus seien noch kurz angeführt. In der Geschichte „Einträglicher Rätselhandel“ (Hebel II, 196-199) führen von Basel elf „Personen in einem Schiff, das mit allen Kommlichkeiten versehen war, den Rhein hinab.“ Einem nahezu mittellosen Juden, der erst noch hoffte, das fehlende Fahrentgelt während der Schiffsfahrt zu erwerben, gestattete man, in einem Winkel des Schiffes „mitzufahren, wenn er sich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreutzer Trinkgeld geben wolle“ (Hebel II, 196). Die elf regulären Passagiere waren am Anfang sehr lustig und gesprächig, „und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich

daran“ (ebd., 196f.). Nach einiger Zeit werden die Passagiere stille, und einer von ihnen fordert nun den Juden auf, dazuzukommen und zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib beizutragen. Jetzt sieht der Jude seine Zeit gekommen und schlägt vor, „man sollte sich in der Reihe herum allerley kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein zwölf Kreutzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen.“

Die Fahrgäste stimmen zu und stellen einer nach anderen Fragen, die ihnen gerade als schwierig in den Sinn kommen, die der Jude aber sämtlich mit Bravour löst. Er erhält also in elf Fragerunden jedes Mal elf Zwölfkreuzerstücke. Als er am Ende selber an der Reihe ist, fragt er: „Wie kann man zwey Forellen in drey Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege.“ Diese Frage können die andern ebenfalls nicht beantworten, und der Hebräer streicht wieder elf Zwölfer ein. Nach der richtigen Lösung befragt, ziert er sich lange mit der Antwort. „Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von den gewonnenen Zwölfen heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: ‚Daß ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer.‘“ Die verdutzten Fahrgäste konnten da „aber selber das Lachen nicht verbeißen (...) und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen vom Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen – das soll mir ein fleißiger Schüler ausrechnen“ (Hebel II, 199). Steiger (1988, 86) spricht anschaulich von einer „Lachgemeinschaft von Juden und Christen“, die dem Leser Anlass geben soll, „über das Verhältnis zwischen Juden und Christen im Alltag und über die verletzend und ungerechte Behandlung der Juden im bürgerlichen Leben nachzudenken“.

Die Geschichte „Gleiches mit Gleichem“ (Hebel III, 506-508) beginnt damit, dass der „geistliche Herr von Trudenbach“ eines Nachmittags am Fenster steht und den „Jud von Brassenheim“ vorbeigehen sieht. Er verspricht ihm „[e]inen Sack Haber“, wenn er ihm einen guten Käufer weiß für sein Ross, das 20 Dublonen wert ist. Der Jude fand nach drei Wochen Suchen einen Liebhaber, der sogar 6 Dublonen mehr zahlte. In der Zwischenzeit stieg der Preis des Hafers auf das Doppelte, „weil die Franzosen überall aufkauften“. Statt den vereinbarten Sack Hafer zu liefern und dem Juden die überschüssigen sechs Dukaten oder mindestens einen Teil davon als Handelsprovision abzugeben, gab ihm der geistliche Herr nur einen halben Sack Hafer, da dieser ja jetzt infolge der Teuerung zwanzig Dublonen wert war. Vereinbart war aber ein ganzer Sack voll Hafer, kein Geldwert. Der Geistliche verklärt sogar – hier schlägt Hebels Ironie in Sarkasmus über – seinen Betrug zur religiösen Bekehrungstat, indem er sinniert: „Vielleicht bekehr ich ihn (...), wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel“ (Hebel III, 507).

Der betrogene Jude sucht nach Vergeltung und findet sie in einer gemeinsamen Spitzbüberei mit einem kleinen Gauner, dem „Metzger Blutscheu“, der seinen Metzgerberuf aufgegeben hat und sich mit „kleinen Künsten und Projekten“ (Hebel III, 507) durchschlägt. Der Jude lässt ihn als angeblich wohlhabenden „Adlerwirth“ prächtig ausstaffieren und präsentiert ihn als potenten Käufer dem Dechanten, der ihm diesmal zwei „große Thaler“ für die Verkaufsvermittlung seiner zwei fetten Ochsen ausgelobt hat. Man einigt sich rasch auf 19 Taler, und für zwei weitere Taler auf die Hand „für die Jungfer Köchin“ darf der vermeintliche Adlerwirt die Ochsen sogar gleich mitnehmen, denn der ist ja „ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer“ (Hebel III, 508). Die Zahlung wird für den Freitag vereinbart.

Als der Käufer aber nicht bei dem geistlichen Herrn aufscheint, fragt der Dechant „nach vier Wochen, oder sechs“, den Juden, der wieder durchs Dorf geht, wo der Adlerwirt denn bleibe. „Na wo wird er blei-

ben‘, sagte der Nausel. „Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr etwas verlohren?“ Da gieng dem Herr Dechant ein Licht auf“ (ebd.). Hebel steht hier ganz entschieden auf der Seite des Brassenheimer Juden, obwohl dessen Bedingung „bis eine Dublone das Doppelte gilt“ die vereinbarte Zahlung in Richtung auf den Sankt Nimmerleinstag verschiebt und damit in gefährliche Nähe des zuvor erörterten Rosskaufs gegen Prügel bringt, bei dem der letzte Hieb nicht erfolgt, sodass das Pferd bei seinem Eigentümer bleibt, während der Jude alle anderen Prügel ohne Gegenwert einstecken muss. Aber es geht hier nicht um rechnerische Gleichheit, sondern darum, dass der geistliche Herr sein Unrecht dem Juden gegenüber einsieht.

Unsere Beispiele zeigen deutlich, dass der „Hausfreund“ zwar nicht frei von gängigen Urteilen und Vorurteilen seiner Zeit über Juden ist, dass er diese aber in der Kontinuität des biblischen Gottesvolkes sieht und zugleich als diskriminierte und häufig verkannte Minderheit präsentiert, deren bürgerliche Gleichstellung – auch in der täglichen Praxis – eine wichtige Aufgabe nicht nur der Politik, sondern auch der Volksbildung ist. Nur einige wenige Erzählungen Hebels vermitteln diese Einsicht nicht, sondern bewegen sich im Umfeld der verbreiteten derb-komödiantischen Prügel- und Klamaukgeschichten in den zeitgenössischen Volkskalendern. Wesentlich kritischer war Hebels Bild von den Juristen, vor allem von Advokaten und manchen Richtern (vgl. Eiden 2008, Kap. 2.I). Seine positive Einstellung zu Prügeln als Erziehungsmittel für Kinder und als Strafe für Erwachsene ist zweifellos zeitgebunden, und das gilt ebenso für die von ihm prinzipiell bejahte Todesstrafe bei Kapitalverbrechen,³ auch wenn er ihrer durchaus noch gebräuchlichen Verhängung bei Diebstählen kritisch gegenüberstand (vgl. Eiden 2008, Kap. 3.II.2).

Dazu eine letzte Erzählung.

In der Kalendergeschichte „Der Thalhauser Galgen“ (Hebel III, 520-523) wird eine angeblich vorgesehene Hinrichtung von drei Juden geschildert, die zu einem großen Auflauf von Schaulustigen führt. Diese warten lange, ohne dass etwas passiert. „Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seyen, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen“ (Hebel III, 521). Hebel steht offenkundig der verbreiteten Schaulust bei öffentlichen Hinrichtungen kritisch gegenüber, noch kritischer der Beteiligung von Kindern, und bei der wiederholten Standrede des „Herrn Schulmeisters“, sie sollten daran ein christliches Exempel nehmen, „ob es gleich nur Juden seyen“, ist der Sarkasmus kaum überhörbar.

Am Ende kommt „eben niemand“ (Hebel III, 523), weil „lustige Herren“ dem beim „sechsten Schöpplein“ im „rothen Löwen“ eingeschlafenen „Vogt von Gillmannshofen“ einen noch ungeöffneten Befehl entwendet und durch einen selbstfabrizierten ersetzt haben, der den Vogt mit 24 Mann und einem Obmann sowie sämtlichen Schulkindern auffordert, sich am nächsten Tag beim Thannhauser Galgen zur Hinrichtung von drei Juden „früh um neun unfehlbar einzufinden“. Der Vogt öffnet auf dem Heimweg von der Stadt nach Gillmannshofen den falschen Befehl, vermutet richtig, „das muß ein Irrthum seyn“ und geht „in die Stadt zurück, um den Amtmann zu befragen“. Dieser fühlt sich in seiner Feierabendruhe beim geselligen Kartenspiel gestört, überprüft den falschen Befehl nicht, sondern verlangt vom Vogt: „Gehorsam habt ihr zu leisten, was man euch befiehlt, und damit Punktum“ (Hebel III, 521). So nimmt das sinnlose Geschehen seinen Lauf. Hebel, so darf man vermuten, war ein Gegner solcher Schauspiele, da sie zur Verrohung und Abstumpfung der Empfindungen führen würden. Zum Abschluss wollen wir noch kurz nach den theologischen Wurzeln von Hebels Empathie für die Juden anhand seines „Sendschreibens“ von 1809 fragen.

3. Zu Hebels theologischen Grundlagen

Hebels Eintreten für die Juden speist sich nicht nur aus generellen menschenrechtlichen und staatspolitischen Erwägungen, wie sie beispielhaft der Emanzipationspolitik Napoleons zugrunde liegen, die im „Großen Sanhedrin zu Paris“ auch ausdrücklich gelobt wird. Hebel aber bezieht sich schon da auf den geschichtlichen Kontext, dass „die Juden seit der Zerstörung Israels, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht in der Zerstreung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid“ (Hebel III, 94). In einem „Sendschreiben an den Sekretär der theologischen Gesellschaft zu Lörrach (die wenig bekannt ist) über das Studium des jüdischen Charaktergepräges und dessen Benützung auf Bibelstudium“ (Hebel III, 604 – 614), erschienen 1809 in der angesehenen Zeitschrift „Jason“, gerichtet an dessen Sekretär, genannt „Zenoides“ – das ist der „Proteusername seines lebenslangen Freundes Friedrich Wilhelm Hitzig – macht er sich zunächst über den „seligen Ritter Michaelis“ lustig. Gemeint ist hier der Göttinger Alttestamentler und Orientalist Johann David Michaelis, der eine vom dänischen König Friedrich V. beauftragte und finanzierte Reisegruppe der arabischen Gesellschaft nach Palästina durchaus nicht, wie vorgesehen, mit Fragen über „die Sitten und Gebräuche des Landes“ versorgt hat, „vornehmlich welche der heiligen Schrift und den mosaischen Gesetzen ein Licht geben“, so die königliche Instruktion (zit. nach Steiger 1998, 76); Michaelis erkundigte sich vielmehr nach fliegenden Katzen, Bergmäusen und dergleichen mehr, was ihm den Hebelschen Spottnamen „Katzen- und Bergmausjäger“ einträgt.

Da Hebel selbst, wie er spaßt, ja keine Forschungsgelder für eine Palästina-reise erhält – weder vom dänischen König noch von der „Hamburger Lotterie“ (Hebel III, 605) –, muss er vorlieb nehmen mit den in

seiner Umgebung in der Diaspora lebenden Juden – er spricht anscheinend abfällig von den „abgeraspelten Späne[n] und Schlacken des Volks Gottes, wie sie mir im 49. Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen“ (ebd.) –, wenn er etwas über das „jüdische Charaktergeprä-ge“ und die „Spuren des alten Gepräges“ erfahren will.

Dabei stellt er den Juden als „Morgenländer“ dar, als Orientalen: „Der Hut ist sein Turban (...) Er ist wesentlich zur anständigen Erscheinung vor andern“ (Hebel III, 606), und als „Morgenländer“ zieht er deswegen auch gerne weite, bequeme Kleidung an. Der geneigte Leser erinnert sich hier, dass schon Hebels erste Beiträge im „Badischen Landkalender auf das Jahr 1803“ den „Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande“ gewidmet waren. Am Beispiel der beiden Schächer am Kreuz betont Hebel schließlich „das höchste Vertrauen dessen, was man nicht sieht“, bei dem einen und die Spottlust des anderen „mit dem Tod auf eigner Zunge der nämlichen Leiden eines Unschuldigen neben sich“ und sieht in letzterem einen Charakterzug des Juden, nämlich „das hohe Talent, im neckenden Spott über fremde Leiden den Schmerz der eignen zu kühlen“, (Hebel III, 608) das ihm zu eigen sei. Über derartige vermeintlichen oder tatsächlichen Eigentümlichkeiten und „blöden Seiten“ will Hebel aber, aus „Achtung vor anderwärtiger Heiligkeit dieses Volks (...) den Mantel der Schonung [decken]. Lieber will ich sein Sachwalter seyn“ (Hebel III, 608f.).

Und hier nun wendet sich Hebel gegen die übliche christliche Bibelexegese, „die gerne jeden Spruch, ehe sie ihn erklärt, unter das Zenith schraubt, unter dem sie selber steht, und nicht so sehr aus dem Griechischen ins Teutsche, als vielmehr aus dem 32. Grad in den 50. erklärt“ (Hebel III, 612). Zunächst moniert er anscheinend: „Der Jude weicht dem Ackerbau und jedem Beruf, der anhaltend und mühsam beschäftigt, aus (...) Man sagt daher, sie seyen Tagdiebe, und das ist einseitig und ungerecht. Man sollte sagen: Sie sind Morgenländer“ (Hebel III, 609); doch preist er im weiteren Fortgang die „[z]wischen den Wendekreisen, und darüber hinaus“ lebenden „glücklichen Nationen, die von unserer

nordischen Arbeitsseligkeit keine Begriffe haben“ (ebd.). In einem solchen Lande, in dem „Milch und Honig fließt“, war einst auch „Abraham unter den Therebintinnen des [Hains zu] Mamre des stillen Lebens froh; in einem solchen lebte einst der Heiligste seiner Nachkommen“ (Hebel III, 611f.). „In einem solchen Land konnte der Aufruf geschehen: Sorget nicht für den anderen Morgen“⁴. Die christliche Exegese aber macht daraus ein harmloses: „Ihr sollt nicht *ängstlich* sorgen“ (Hebel III, 612f.).

Hebel schließt seinen geistigen Ausflug in das Morgenland sarkastisch mit der Feststellung: „Sauffen ist nur im Norden endemisch (...) der Araber läßt sich's von seinem Propheten ganz verbieten. Hätte der unsrige es uns verboten, so würden es pokallustige Exegeten und Leser so ausdeuten: Ihr sollt nicht *ängstlich* trinken“ (Hebel III, 614). Zuvor bringt er seine tiefe theologische Verehrung der Juden auf einen schönen Begriff: „Was aber den Jesaias betrifft, so behaupte ich nur so viel, daß, wer ihn vom 40. Kapitel an⁵ lesen kann, und nie die Anwendung des Wunsches fühlt, Jude zu seyn, sey es auch mit der Einquartierung alles europäischen Ungeziefers, ein Betteljude, der versteht ihn nicht, und so lange der Mond noch an einen Israeliten scheint, der diese Kapitel liest, so lange stirbt auch der Glaube an den Messias nicht aus“ (Hebel III, 611). Theodor W. Adorno (1986, 448f.) sieht in Hebels „Sendschreiben“ zu Recht eines „der schönsten Prosastücke zur Verteidigung der Juden, das deutsch geschrieben wurde“.⁶

Hebels Sympathie für die Juden, sein Eintreten für ihre staatsbürgerliche Gleichstellung wurzelt also nicht nur in einer allgemeinen menschenrechtlich begründeten Humanität, sondern vor allem in der von ihm eindrucksvoll bejahten Kontinuität des alten Gottesvolkes mit den Juden seiner Zeit.⁷ Davon sind auch seine Kalendergeschichten geprägt. Dass es darunter einige wenige gibt, die diese Einsichten nicht vermitteln, das kann der geneigte Leser dem Hausfreund gut verzeihen.

Literatur

Adorno, Theodor W.: Jargon der Eigentlichkeit [1964]. In: ders.: Gesammelte Schriften, Band 6. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986, 413-523

Eiden, Joachim: Johann Peter Hebel – Zwischen Literatur und Recht. Baden-Baden: Nomos 2008

Hebel, Johann Peter: Sämtliche Schriften II und III. Erzählungen und Aufsätze. Karlsruhe: C. F. Müller 1990 (zit.: Hebel II und III)

Heuss, Theodor: Johann Peter Hebel [1952]. In: Hanns Uhl (Hg.): Hebel dank. Bekenntnis zum alemannischen Geist in sieben Reden beim „Schatzkästlein“. Freiburg i.B.: Rombach 1964, 13-29

Küneth, Walther: Antwort auf den Mythos. Die Entscheidung zwischen dem nordischen Mythos und dem biblischen Christus. Berlin: Wichern 1935

Maaß, Hans: Die Juden in Hebels Kalendergeschichten (2010), http://www.hans-maass.de/Dokumente/?f=Juden_in_Hebels_Kalender_geschichten.pdf; 21.08.2020

von Matt, Peter: Der Zirkelschmied. Hebels letzter Gauner. (Schriftenreihe des Hebelbunds Nr. 41). Lörrach: Hebelbund 1994

von Matt, Peter: Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte. München: Hanser 2009

Rosenberg, Alfred: Der Mythos des 20. Jahrhunderts. München: Hoheneichen 1930

Schneeberger, Guido: Nachlese zu Heidegger. Dokumente zu seinem Leben und Denken. Bern: [Selbstverlag] 1962

Steiger, Johann Anselm: „Hebel und die Juden“, in: ders.: Unverhofftes Wiedersehen mit Johann Peter Hebel. Studien zur poetischen und narrativen Theologie Hebels. Heidelberg: Palatina 1998, 65-91

Wunderlich, Reinhard: „Johann Peter Hebels Weisheit und die Juden“, in: Hermann Josef Riedl/Reinhard Wunderlich (Hg.): ‚Erwerbt euch Weisheit...‘ (Sir 51,25). Weisheit im Spiegel theologischer und pädagogischer Wissenschaft. Festschrift für Bernd Eichinger, Frankfurt u.a.: Peter Lang 2013, 209-238

Fußnoten

¹ Ein Vergleich der sich oftmals überschneidenden Textbeispiele meiner Überlegungen mit denen von Maaß (2020) zeigt auch, wie unterschiedlich die jeweiligen Interpretationen ausfallen können, die sich aus der Lektüre des gleichen Textes ergeben.

² Siehe auch Theodor Heuss (1984, 26f.)

³ Hebel war ein entschiedener Gegner der von Kaiser Karl V. erlassenen „Peinlichen Halsgerichtsordnung“, der Carolina, die (ohne Folterparaphen) in Baden noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts galt, insbesondere der auf ihr beruhenden mittelalterlichen Strafpraxis gegen Juden, wie sein Rätselgedicht „Wie heißt des Kaisers Töchterlein?“ belegt. Siehe dazu von Matt (2009, 60-62).

⁴ Peter von Matt (1994,7) weist auf diesen theologischen Bezug auch bei Hebels „Zirkelschmied“ hin.

⁵ Jes. 40, 1-2 „Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Knechtschaft ein Ende hat (...)“

⁶ Adorno (1986,448) kritisiert dementsprechend auch den Versuch Heideggers, sich eine „durch nichts ersetzbare alemannisch-schwäbische Bodenständigkeit“ (zit. nach Schneeberger (1962, 217)) zuzuschreiben und so J. P. Hebel in seinen „Blickrauchfang“ zu hängen. der aber seinerseits „schwerlich auf diese Bodenständigkeit je sich berufen“ hat.

⁷ Das unterscheidet Hebel auch deutlich von einem christlichen Antijudaismus, der dem generellen Antisemitismus Vorschub leistete und bis in die Bekennende Kirche gegen Hitler und Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ hineinreichte: „Der Fehler liegt jedoch darin, daß die ganze Minderwertigkeit und Gefährlichkeit des entarteten Weltjudentums kritiklos auf das Volk Israel und auf das A.T. übertragen wird. (...) Darum wird (...) alles Abstoßende und Verurteilungswürdige in das A.T. zurückprojiziert, als ob die Geistigkeit des wurzellosen Asphaltjudentums der Gegenwart gleichbedeutend wäre mit dem Geist des A.T.“ (Küneth 1935, 67).

Hebelpreis

Der Johann-Peter-Hebel-Preis wurde 1935 vom Badischen Ministerium für Kultur und Unterricht begründet; seit 1952 wird er vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg jährlich und seit 1975 alle zwei Jahre als Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg verliehen. Er ist nach dem Schiller-Gedächtnispreis der bedeutendste Literaturpreis des Bundeslandes. Mit ihm werden Schriftsteller, Übersetzer, Essayisten, Medienschaffende und Wissenschaftler ausgezeichnet, die dem alemannischen Sprachraum und Johann Peter Hebel verbunden sind. Die Verleihung des Preises findet jeweils am 10. Mai, dem Geburtstag Johann Peter Hebels, in Hausen im Wiesental statt. Der Hebelbund Lörrach ist mit Stimmrecht in der Preis-Jury vertreten (derzeit Präsident Volker Habermaier).

1936: Dr. h.c. Hermann Burte, Lörrach
 1937: Alfred Huggenberger, Gerlikon
 1938: Eduard Reinacher, Aichelberg
 1939: Hermann Erich Busse, Freiburg i.Br.
 1940: Dr. Enno Rüttenauer, München
 1941: Emil Strauß, Freiburg i.Br.
 1942: Prof. Dr. Wilhelm Weigand, München
 1943: Jakob Schaffner, Berlin/Basel
 (1944/45 wurde der Preis nicht verliehen)
 1946: Anton Fendrich, Freiburg i.Br.
 1947: Franz Schneller, Freiburg i.Br.
 1948: Traugott Meyer, Basel
 1949: Dr. Wilhelm Hausenstein, Paris
 1950: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, Basel
 1951: Prof. Dr. Albert Schweitzer, Lambarene
 1952: Dr. Max Picard, Brissago (Schweiz)
 1953: Reinhold Zumtobel, Hausen i. W.
 1954: Otto Flake, Baden-Baden
 1955: Dr. Wilhelm Zentner, München
 1956: Lina Kromer, Obereggenen
 1957: Dr. Emanuel Stickelberger, Basel
 1958: Prof. Friedrich Alfred Schmid-Noerr, Baden-Baden
 1959: Prof. Dr. Carl Jakob Burkhardt, Vinzel (Schweiz)
 1960: Prof. Dr. Martin Heidegger, Freiburg i.Br.
 1961: Dr. Albin Fringeli, Nunningen (Schweiz)
 1962: Richard Nutzinger, Hauingen
 1963: Prof. Dr. Robert Minder, Paris
 1964: Albert Bächtold, Wilchingen (Schweiz)
 1965: Adalbert Weite, Bregenz
 1966: Dr. Eberhard Meckel, Freiburg i.Br.
 1967: Prof. Dr. Josef Leffiz, Straßburg

1968: Hermann Schneider, Basel
 1969: Gertrud Fussenegger, Leonding bei Linz a.d. Donau
 1970: Marie Luise Kaschnitz, Frankfurt/Main
 1971: Lucien Sittler, Colmar
 1972: Kurt Marti, Bern
 1973: Joseph Hermann Kopf, Wien
 1974: Gerhard Jung, Lörrach
 (seit 1975 wird der Preis nur noch alle zwei Jahre verliehen)
 1976: André Weckmann, Straßburg
 1978: Erika Burkart, Althäusern (Schweiz)
 1980: Elias Canetti, Zürich
 1982: Maria Menz, Oberessendorf über Biberach a.d.Riß
 1984: Prof. Dr. Claude Vigée, Paris
 1986: Peter Bichsel, Bellach (Schweiz)
 1988: Michael Köhlmeier, Hohenems (Vorarlberg)
 1990: Manfred Bosch, Konstanz
 1992: Prof. Dr. Adrien Finck, Straßburg
 1994: Prof. Dr. Peter von Matt, Zürich
 1996: Kundeyt Surdum, Franstanz (Vorarlberg)
 1998: Lotte Paepke, Freiburg/Karlsruhe
 2000: Emma Guntz, Straßburg
 2002: Markus Werner, Opfertshofen (Schweiz)
 2004: Maria Beig, Friedrichshafen
 2006: Martin Stadler, Schattdorf (Schweiz)
 2008: Arno Geiger, Wolfurt/Wien
 2010: Arnold Stadler, Rast über Messkirch
 2012: Karl Heinz Ott, Freiburg
 2014: Franz Hohler, Zürich
 2016: Lukas Bärfuss, Zürich
 2018: Christoph Meckel

Hebeldank

Der Hebeldank des Hebelbundes Lörrach e.V. wird seit 1949 an Persönlichkeiten verliehen, die sich um den Vereinszweck in besonderer Weise verdient gemacht haben, nämlich der „dauernden Würdigung Johann Peter Hebels und Pflege seiner Werke und Sprache für die gegenwärtige Zeit“ (Satzung in der Fassung vom 22.03.2000). Er besteht in einer bibliophil ausgestatteten Ausgabe von Hebels „Schatzkästlein“ und wird am Hebelsonntag verliehen.

- | | |
|---|---|
| 1949: Adolf Glattacker, Lörrach | 1985: Hans Schneider, Freiburg i.Br. |
| 1950: Prof. Dr. Hans Iselin, Lörrach/Basel | 1986: Prof. Percy G. Watkinson, Steinen |
| 1951: Prof. Franz Philipp, Schönaue/Freiburg | 1987: Hanns U. Christen, Basel |
| 1952: Hans Kaltenbach, Lörrach | 1988: Friedrich Resin sen., Weil am Rhein |
| 1953: Julius Wilhelm, Lörrach | 1989: Dr. Alfred Toepfer, Hamburg |
| 1954: Josef Pfeffer, Lörrach | 1990: Claude Guizard, Colmar |
| 1955: Prof. Adolf Strübe, Lörrach | 1991: Dr. Hansjörg Sick, Karlsruhe |
| 1956: Prof. Dr. Karl Asal, Freiburg | 1992: Prof. Yasumitsu Kinoshita, Kyoto |
| 1957: Ernst Friedrich Bühler, Steinen i.W. | 1993: Werner O. Feißt, Baden-Baden |
| 1958: Prof. Alfred Holler, Lörrach | 1994: Sylvie Reff-Stern, Ringendorf (Elsass) |
| 1959: Dr. Otto Kleiber, Basel | 1995: Dieter Kaltenbach, Lörrach |
| 1960: Emil Hutter, Lörrach | 1996: Michael Raith, Riehen (Schweiz) |
| 1961: Emilie Gruber-Winter, Lörrach | 1997: Ursula Hülse, Denzlingen |
| 1962: Hans Stössel, Lörrach | 1998: Prof. Dr. Walther Eisinger, Heidelberg |
| 1963: Richard Bampi, Kandern | 1999: Prof. Dr. Marie-Paule Stintzi, Mülhausen |
| 1964: Ernst Brugger, Freiburg i.Br. | 2000: Dr. Berthold Hänel, Lörrach |
| 1965: Dr. Peter Zschokke, Basel | 2001: Dr. Beat Trachsler, Basel |
| 1966: Prof. Dr. Herbert Albrecht, Rheinfelden (Schweiz) | 2002: Manfred Bosch, Konstanz |
| 1967: Anton Dichtel, Freiburg i.Br. | 2003: Gérard Leser, Colmar |
| 1968: Joseph Rey, Colmar | 2004: Inge Gula, Lörrach |
| 1969: Dr. Robert Müller-Wirth, Karlsruhe | 2005: Prof. Dr. Rolf Max Kully, Solothurn |
| 1970: Dr. Ernst Stähelin-Kutter, Basel | 2006: Johannes Wenk-Madoery, Riehen (Schweiz) |
| 1971: Dr. Gebhard Müller, Karlsruhe | 2007: Dieter Andreas Walz, Hausen i.W. |
| 1972: Bürgerlicher Sängerverein Lörrach 1833 e.V. | 2008: René Egles, Pfulgrishheim (Elsass) |
| 1973: Wolfgang Bechtold, Lörrach | 2009: Markus Manfred Jung, Kl. Wiesental |
| 1974: Dr. Karl Friedrich Rieber, Lörrach | 2010: Uli Führe, Buchenbach bei Freiburg i.Br. |
| 1975: Walter Jung, Lörrach | 2011: Dr. Markus Ramseier, Pratteln (Schweiz) |
| 1976: Prof. Paul Stintzi, Mülhausen | 2012: Jean-Marie Hummel und Liselotte Hamm, Nordheim (Elsass) |
| 1977: Dr. Theo Binder, Lörrach | 2013: Dr. Franz Littmann, Pforzheim |
| 1978: Prof. Dr. Georg Thüner, Teufen/St. Gallen | 2014: Cornelia Schefold-Albrecht, Basel |
| 1979: Dr. Hermann Person, Freiburg i.Br. | 2015: Prof. Dr. Johann Anselm Steiger, Hamburg |
| 1980: Gerhard Moehring, Lörrach | 2016: José F.A. Oliver |
| 1981: Prof. Dr. Raymond Matzen, Straßburg | 2017: Bettina Eichin |
| 1982: Dr. Erhard Richter, Grenzach-Wyhlen | 2018: Markus Moehring |
| 1983: Egon Hugenschmidt, Lörrach | |
| 1984: Arnold Schneider, Basel | |

Schriftenreihe des Hebelbundes

- | | |
|--------|--|
| Nr. 1: | Richard Nutzinger: Der Stabhalter |
| Nr. 2: | Gerhard Hesse: Rede auf Hebel |
| 1954: | Nr. 3: Peter Dürrenmatt: Hebel - heute |
| 1956: | Nr. 4: Martin Heidegger: Gespräch mit Hebel |
| 1956: | Nr. 5: Johann Peter Hebel: Der Blumenkranz (Gedichtband) |
| 1957: | Nr. 6: Eberhard Meckel: Umriss zu einem neuen Hebelbildnis |
| 1958: | Nr. 7: Karl Krauth: Hebel als Erzieher |
| 1959: | Nr. 8: Carl Jakob Burckhardt: Der treue Hebel |
| 1960: | Nr. 9: Hans Thieme: Hebels Verhältnis zur Geschichte |
| 1961: | Nr. 10: Rudolf Suter: Hebels lebendiges Erbe |
| 1962: | Nr. 11: Friedrich Metz: Hebel und seine Landschaft |
| 1963: | Nr. 12: Georg Thüner: Hebel im Gespräch mit seinem Leser |
| 1964: | Nr. 13: Bruno Boesch: Hebels Umgang mit der Sprache |
| 1965: | Nr. 14: Robert Feger: Johann Peter Hebel und der Belchen |
| 1966: | Nr. 15: Fritz Buri: Wunder und Weisheit in Johann Peter Hebels Biblischen Geschichten |
| 1967: | Nr. 16: Lucien Sittler: Hebel und das Elsass |
| 1968: | Nr. 17: Karl Schmid: Hebel, der Nachbar |
| 1969: | Nr. 18: Hans Trümpy: Das Volkstümliche bei Hebel |
| 1970: | Nr. 19: Hanspeter Müller: Hebel in meinem Leben |
| 1971: | Nr. 20: Camille Schneider: „Vom Hebel einst in meinem Leben zu Hebel heute“ |
| 1972: | Nr. 21: Lutz Röhrich: Hebels Kalendergeschichten zwischen Volksdichtung und Literatur |
| 1973: | Nr. 22: Albin Fringeli: Hebel und die Schweiz |
| 1974: | Nr. 23: Uli Däster: Der „Heimatchichter“ Hebel |
| 1975: | Nr. 24: Raymond Matzen: Mein Dank an Hebel |
| 1976: | Nr. 25: Martin Stern: Zeit, Augenblick und Ewigkeit in Johann Peter Hebels „Unverhofftem Wiedersehen“ |
| 1977: | Nr. 26: Walther Eisinger: Johann Peter Hebel, ein menschlicher Christ |
| 1978: | Nr. 27: Arnold Schneider: Hebel - ein Schulmann und Lehrer des Volkes |
| 1979: | Nr. 28: Werner Sommer: Hebel und seine Mutter |
| 1980: | Nr. 29: Georg Hirtsiefer: Ordnung und Recht bei Johann Peter Hebel |
| 1981: | Nr. 30: Albrecht Goes: Hebel, der Ratgeber |
| 1982: | Nr. 31: Ludwig Rohrer: Hebel und seine Leser |
| 1983: | Nr. 32: Gerhard Moehring: Johann Peter Hebel und Lörrach |
| 1984: | Nr. 33: Konrad Jutzler: Einladung, fromm zu sein - Gedanken zur Theologie Johann Peter Hebels |
| 1985: | Nr. 34: Stefan Sonderegger: Johann Peter Hebel als Mundartdichter im Umkreis der Brüder Grimm |
| 1986: | Sonderdruck: Johann Kaiser: De Komet (Prolog zum Schatzkästlein 1986) |
| 1988: | Nr. 35: Percy G. Watkinson / Gerhard Jung: Die Sonntagspredigt des Präzeptoratsvikars / Im Caféhaus der Erinnerung |
| 1989: | Nr. 36: Jan Knopf: Johann Peter Hebel als Volksaufklärer |
| 1990: | Nr. 37: Klaus Oettinger: Himmlische Illumination- Zu Johann Peter Hebels „Betrachtungen über das Weltgebäude“ |
| 1991: | Nr. 38: Karl Foldenauer: Johann Peter Hebels Jahre in der Residenz (1791 - 1826) |

- 1992: Nr. 39: Yasumitsu Kinoshita: Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht
- 1993: Nr. 40: Erhard Richter: Johann Peter Hebel und der Realismus des 19. Jahrhunderts. Ein Vergleich mit bekannten Vertretern jener literarischen Epoche
- 1994: Nr. 41: Peter von Matt: Der Zirkelschmied - Hebels letzter Gauner
- 1996: Nr. 42: Gustav Adolf Benrath: Johann Peter Hebel und seine evangelische Kirche
- 1997: Sonderdruck: 50 Jahre Hebelbund Lörrach: 1947 - 1997
- 1998: Nr. 43: Hans-Martin Gauger: „Die Vergänglichkeit“ - wiedergelesen
- 1999: Nr. 44: Jan Knopf: „... und hat das Ende nicht gesehen“ - Heimat, die Welt umspannend Hebel, der Kosmopolit
- 2000: Nr. 45: Klaus Oettinger: Wie man in den Wald schreit, so schallt es heraus
- 2001: Nr. 46: Johann Anselm Steiger: Aufklärung des Glaubens, Johann Peter Hebel (1760 - 1826) als Erzähler, Theologe und Aufklärer höherer Ordnung
- 2002: Nr. 47: Johann Peter Hebel in Lörrach - Johann Peter Hebel und Lörrach; Gespräch beim Schatzkästlein am 11. Mai 2002. Teilnehmende: Hubert Bernnat, Lörrach; Nikolaus Cybinski, Lörrach; Markus Manfred Jung, Kleines Wiesental; Gesprächsleitung: Hans-J. Schmidt, Steinen
- 2003: Nr. 48: Christian Schmid: „Unsere so verachtete und lächerlich gemachte Sprache“ Was mit Mundarten geschieht, wenn Grenzen fallen
- 2004: Nr. 49: Guido Bee: Kalbsschlegel statt Heldenmut, Humanität in den Kalendergeschichten Johann Peter Hebels
- 2005: Nr. 50: Hans-Martin Gauger: Johann Peter Hebel und seine Außenseiter - vom Verstehen über Grenzen hinweg
- 2006: Nr. 51: Hansfrieder Zumkehr: „... noch immer lieber bey den jungen als bey uns alten“ - Johann Peter Hebels freundlicher Blick auf den Nachwuchs.
- 2007: Nr. 52: Georg Kreis: „Dass nicht alles so uneben sei, was im Morgenland geschieht, das haben wir schon einmal gehört.“ Die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels als erzählende Wege zur Völkerverständigung
- 2008: Nr. 53: Michael Stolleis: Fromme Ratschläge und Bekehrungsversuche - zu den bleibenden Werten bei Johann Peter Hebel
- 2009: Nr. 54: Karl-Heinz Ott: Andächtige Aufklärung. Schönheit als Sinngebung bei Johann Peter Hebel
- 2010: Nr. 55: Volker Habermaier / Hans-Jürgen Schmidt/ Dominik Wunderlin (alle Hebelbund Lörrach): 250 Jahre Johann Peter Hebel - was für ein Leben; Hebel-Panorama: Der ganze Hebel
- 2011: Nr. 56: Eva Thauerer: Die Vernunft des Herzens - Hebels Kalendergeschichten
- 2012: Nr. 57: Michael Bangert: Ästhetik, Lyrik und Prosa - Dimensionen der ‚ökumenischen‘ Dichterfreundschaft zwischen Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg
- 2013: Nr. 58: Musik zu Johann Peter Hebel in der Neuzeit (Dieter Sehnebel, Jowägerli)
- 2014: Nr. 59: Beatrice Mall-Grob: Johann Peter Hebel und Basel - eine vielschichtige Beziehung
- 2015: Nr. 60: Niklaus Peter: „Ehrwürdig gerostete Glaubenslehren – ein Hemdlein fürs nackte Evangelium?“ Johann Peter Hebels dichterische Religion und Theologie
- 2016: Nr. 61: Achim Aurnhammer: Hebels Gespenstergeschichten
- 2017: Nr. 62: Markus Moehring: Johann Peter Hebel als Orientierung in schwerer Zeit. Die Gründung des Hebelbundes Lörrach 1947 und seine Vorgeschichte
- 2018: Nr. 63: Dr. Franz Littmann: Ein Aufklärer auf Reisen. Johann Peter Hebels Schweizerreise 1805

Beitrittserklärung

Der Unterzeichnende erklärt hiermit seinen Beitritt zum Hebelbund Lörrach e.V.

Name: _____ Vorname: _____

Straße: _____ PLZ: _____ Ort: _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Geburtsdatum: _____._____._____ Eintrittsdatum: _____

Vereinsbeitrag : _____ EUR jährlich (nach Unterstützungswunsch, mind. 10,00 EUR)

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung vom 31.5.2000 (online unter: www.hebelbund.de).

Erteilung eines SEPA-Lastschriftmandats,

Die Entrichtung des Mitgliedsbeitrages erfolgt durch Bankeinzug regelmäßig zu Beginn des Jahres.

Zahlungsempfänger: Hebelbund Lörrach e.V., Lörrach

Gläubiger-Identifikationsnummer: DE87ZZZ00000467398

Mandatsreferenz: Mitgliedsnummer des neuen Vereinsmitglieds

Mitgliedsbeitrag

SEPA-Lastschriftmandat:

Ich ermächtige den Hebelbund Lörrach e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Hebelbund Lörrach e.V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Name, Vorname des Kontoinhabers: _____

Straße, Hausnummer, PLZ, Ort _____

IBAN: DE _____

BIC: _____

Name des Kreditinstitutes: _____

Ort, Datum: _____ Unterschrift: _____

Das Präsidium des Hebelbundes Lörrach

Präsident:	Volker Habermaier Kürnberg Haus 105 79650 Schopfheim 07622 31 73 v.habermaier@hebelbund.de
Vizepräsidentin:	Inge Hemberger Höfstr. 23 79664 Wehr 07762 52 19 925 i.hemberger@hebelbund.de
Vizepräsident / Archivar:	Axel Huettner Hornrain 12 79639 Grenzach-Wyhlen 07624 20 92 416 a.huettner@hebelbund.de
Kassenwart:	Hanspeter Klicznik Gartenstr. 16 79541 Lörrach h.klicznik@hebelbund.de
Verbindungsperson zur Schweiz:	Dr. Helen Liebendörfer CH 4132 MuttENZ h.liebendoerfer@hebelbund.de
Verbindungsperson zum Elsass:	Jean-Christophe Meyer F 68128 Rosenau
Beirätin:	Anita Brödlin 79588 Efringen-Kirchen a.broedlin@hebelbund.de
Beirätin:	Inge Gula 79541 Lörrach-Haagen i.gula@hebelbund.de
Beirat:	Markus Manfred Jung 79692 Kleines Wiesental m.m.jung@hebelbund.de
Schriftleitung:	Annemarie Rösch 79541 Lörrach a.roesch@hebelbund.de

Notizen

Impressum

Herausgeber	Hebelbund Lörrach e.V. Kürnberg Haus Nr. 105 79650 Schopfheim vertreten durch den Präsidenten Volker Habermaier v.habermaier@hebelbund.de
Redaktion	Volker Habermaier
Fotos	teils Presse, teils privat, gesammelt von Volker Habermaier mit freundlicher Genehmigung der Badischen Zeitung, der Oberbadischen und von Markus Manfred Jung
Bankverbindung	IBAN DE75 6835 0048 0001 0106 36 BIC SKLODE66XXX
Inlandszahlungen Schweiz:	IBAN CH17 8921 4000 0010 1063 6 (nur in CHF)

Die Herstellung dieser Jahresschrift wurde in besonderer Weise durch das Regierungspräsidium Freiburg gefördert. Weitere Unterstützer unserer Veranstaltungen finden Sie auf der Rückseite.

Umschlagbild: Johann Peter Hebel (um 1808) von Philipp Jakob Becker (1759 - 1829)
Pastell 28,4 x 61,6 cm, Foto: M. Babey
(c) Historisches Museum Basel



Baden-Württemberg
MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST



LITERATURLAND
BADEN-WÜRTTEMBERG



GEMEINSAM ZUKUNFT GESTALTEN
**LANDKREIS
LÖRRACH**



**Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden**



www.hebelbund.de